

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 1 - Sonntag, 6. Januar 1935



Der Familienspaziergang

Foto: Bartoky, Bavaria-Verlag, Gausling vor München

Familie geht spazieren

Jetzt im Januar über Familienspaziergänge plaudern ist eigentlich eine Sünde gegen geheiligte Tradition, die für solche Plaudereien Ostern festgesetzt hat und den Bericht beginnen läßt mit: „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche ...“ Aber wenn die Natur selbst so wenig auf Tradition hält wie in diesem Winter, gut, dann gehen wir eben im Januar spazieren, anstatt über die „Freuden und Leiden des Winters“ zu schreiben.

Sonntags-Nachmittags-Familienspaziergänge sind der Ausfluß bürgerlicher Selbsthaftigkeit, sind letzte Reminiszenz an Jugendjahre voll romantischer Fernsehnsucht. Ein Bedürfnis sind sie dem Familienvater, dessen Weste sich unter dem nährenden Einfluß einer ruhigen Lebensweise zu runden beginnt, der keine reine Freude mehr darin erblickt, mit einer Dreizimmereinrichtung im Rucksack durch die Lande zu streifen. Seitdem Goethe den faustischen Osterspaziergang geschrieben hat, sind diese Familienspaziergänge gewissermaßen zur Klassik erhoben worden; aber noch immer spukt, wie damals in Gestalt eines Pudels, Mephisto in irgend einer Form darin herum.

Wahre Familientragödien verbinden sich oft damit, die meist schon mit den Vorbereitungen beginnen. Nach getanem Mit-

tagsschlaf setzt gewöhnlich das Oberhaupt kraft seiner Kommandogewalt seine Familie in Kenntnis, daß alles sich fertig zu machen hat. Jeder Widerspruch wird im Keime erstickt, und bis dann alles fertig ist, ist manch anzügliches Wort von wegen Bummel der Frauen gefallen, mußte der Widerstand von Juppke und Marieke gebrochen werden, die gerade so nett am spielen waren; aber schließlich ist doch alles bereit, angetan mit den besten Sonntagssachen, und die Karawane kann sich in Bewegung setzen.

Dann bietet sich der Öffentlichkeit jenes Bild glücklichen Familienlebens, unter dessen glatter Oberfläche man nicht die Steine vermutet, die eben noch hineingeworfen worden sind. Man geht bekannte Wege, die für jede Stadt eine gewisse Tradition geworden sind, und auf denen man sicher Bekannte treffen wird. So vergrößert sich die Karawane und Mann findet sich zu Mann, Frau zu Frau und die Kinder forden in inniger Gemeinschaft die mahnenden Worte der Großen heraus. Und so sind es oft nicht gerade die angenehmsten Jugenderinnerungen, da wir gezwungen waren, so brav einherzuwandeln, und höchstens die Erinnerung an den Kaffee in einer gaslichten Stätte am Ende des Weges bildet ein Lichtblick in die Vergangenheit.

Die Unterhaltungsthemen? — Auch darüber hat Goethe in dem schon zitierten Osterspaziergang so Allgemeingültiges ge-

Sehnsucht

Sehnsucht, auf den Knien
Schauest du himmelwärts.
Einzelne Wolken ziehen,
Kommen und entfliehen,
Ewig hofft das Herz.

Liebe, himmlisch Wallen
Goldener Jugendzeit!
Einzelne Strahlen fallen
Wie durch Pfeilerhallen
In das Leben weit.

Einsam in alten Tagen
Lächelt Erinnerung;
Einzelne Wellen schlagen,
Rauschen herauf wie Sagen:
Herz, auch du warst jung!

Julius Grosse.

sagt, daß kaum noch etwas hinzuzufügen ist. Diese Unterhaltungen sind niemals so, daß das Weltbild sich irgendwie dadurch ändert, große Probleme bleiben nach wie vor ungelöst und höchstens die Frauen schöpfen neue Anregungen in modischer Hinsicht, wodurch der Monatsetat mitunter eine unvorhergesehene Belastung erfährt. „Wenn ausgerechnet die Frau Schmitz schon wieder einen neuen Hut hat, die doch sicher die Rechnung für den alten noch nicht bezahlt hat, da soll ich mit dem unmodernen Ding herumlaufen, daß mich jeder mitleidig ansieht?“ — Das ist natürlich Einbildung, kein Mensch hat auf ihren Hut geachtet. Aber der bewußte Pudel läuft bellend über den Weg. Das ist dann die Einleitung zu stimmungsvollen Auseinandersetzungen, die meist damit enden, daß Fränke, der versuchte auf einen Baum zu klettern und seinen Sonntagsanzug dabei hoffnungslos verdreckt oder der sonst irgend etwas unsinnliches getan hat, eine Ohrfeige bekommt.

Sind herangewachsene Töchter vorhanden, so müssen diese natürlich auch mit, worauf besonders Mütter großen Wert legen. Es bedeutet letzte Anerkennung für einen zukünftigen Schwiegersohn, wenn er zum Familienspaziergang zugelassen ist. Es wäre eine Beleidigung, wenn er die Sonntagszigarre des angehenden Schwiegervaters ablehnen würde. Gerade die Zigarre ist es, die jenen Nimbus von Gesetztheit verleiht, wie sie nur der Mann hat, der mit Amt und Würden und einem fleckenlosen Sonntagsanzug bekleidet ist. So wird denn der junge Mann der Mitwelt präsentiert, noch in der Jugend Schlankheit; aber auch seine Weste wird sich einst wölben; die Sekretärprüfung hat er schon bestanden.

Etwas verloren läuft die noch unversorgte Schwester daneben; aber solche Spaziergänge eröffnen auch ihr mancherlei Perspektiven, und eines Tages wird die Reihe wachsen und neue Generationen lösen die alten ab beim Sonntagsspaziergang vor die Tore der Stadt. Die Mode wird wechseln und der bewunderte Hut von heute wird morgen ein Ziel des Spottes; mal sind die Kleider kürzer, mal länger; aber die Menschen, die darin stecken, werden im Grunde immer die gleichen Freuden und Sorgen haben. Diese Spaziergänge führen nie so weit, daß die Türme der Stadt nicht mehr zu sehen sind, und bei der Heimkehr grüßen sie wie alte Bekannte und man fühlt sich immer wieder wohlgeborgen unter ihnen.

Jede Neuerung wird zur Kenntnis genommen und mitunter erzählt der Vater von früher, als hier, wo jetzt alles bebaut ist, sich die Felder dehnten, als alles noch viel schöner war als heute, als die Chaussee noch nicht so glatt war und noch keine Autos erschreckend dahersausten.

Es war einmal; aber nächsten Sonntag machen wir wieder einen Familienspaziergang.

W. Pl.

Neusser Landstürmer in Kriegsgefangenschaft

Nummer 8

Marokko ist kein Paradies, besonders nicht für Kriegsgefangene, aber man schlägt sich durch. — Segensreiche Arbeit des „Noten Kreuzes“. — Wieder ist Weihnachten, zum zweiten Mal in der Kriegsgefangenschaft. — Bei gutem Willen geht es „verhältnismäßig“ gut.

Die Juden.

Ein Kapitel für sich beansprucht der marokkanische Jude. Als ich noch mit zum Straßenbau ging, fiel mir vor den Toren der Stadt eine Schule auf: ein einfaches Gebäude mit zwei Klassenräumen und Schulhof. Ein Lehrer im Strohhut, eine Lehrerin, beide europäisch gekleidet, gingen in den Pausen auf und ab. Eine Menge Kinder mit Tournister, Glodenzeichen vor und nach dem Unterricht, kurzum ein europäisches Bild. Das war die jüdische Schule. Wie groß war der Gegensatz zur arabischen Schule. Eine Sadgasse, oder ein enger Hof, der nach der Straße durch einen schmutzigen Vorhang abgeschlossen war; vor dem Vorhang eine Menge Leberpantoffel, große und kleine; hinter dem Vorhang toller Lärm. Auf dem Boden hockte ein ehrwürdiger Greis, der Lehrer. Jeder Schüler sagte laut seine Lektion her; auscheinend lernten die Kinder lesen an Hand des Korans wie vor Zeiten die deutsche Jugend am Vaterunser. Aber die Juden wußten schon, was sie wollten. Sie wußten jedenfalls, daß sie ein gewisses Maß Bildung haben mußten, wenn sie das Heft in der Hand behalten wollten, und das hatten sie damals. Sie waren gezwungen, in der Mellach (die dem deutschen Ghetto, dem Judenviertel entspricht) zu wohnen. Es war erst zwei Jahre her, daß sie in Schuhen die Mellach verlassen durften; bis dahin hatten sie beim Betreten der Araberstadt die Füße zu entbloßen. Sie durften nur im schwarzen Kaftan mit schwarzer Kappe einhergehen oder europäische Kleidung tragen, während die Araber in Weiß gekleidet waren. Sie waren verachtet, aber den Markt beherrschten sie doch; ein gut Teil des Getreidehandels und der gesamte Eierhandel lag in ihrer Hand. Ich hatte einmal Gelegenheit, in der Mellach einen kleinen Einkauf zu machen, in französischer Begleitung natürlich. Der jüdische Ladenbesitzer sprach geläufig französisch, deutsch, englisch, spanisch und etwas griechisch. Marokkanisch sprach er selbstverständlich auch. Studiert hatte er in Paris, an der Sorbonne. Bitte! — Die jüdischen Frauen gingen unverkleidet; es waren wirkliche Schönheiten darunter. Uebrigens hat sich dort ein unverkennbarer Typus herausgebildet. Ein Jude oder eine Jüdin aus Marokko, in europäische Kleider gekleidet, würde in Deutschland jedem auffallen. Trotzdem das selbe Blut in ihren Adern fließen wie drüben fließt, liegt in ihren Gesichtszügen etwas, das an Afrika erinnert.

Lagerleben.

Die Franzosen kümmerten sich eigentlich recht wenig um die Kriegsgefangenen. Appell, Versorgung, Arbeitsdienst, gelegentliche Arreststrafen, das waren so ziemlich alle Belange, die sie vertraten. Wir waren in den meisten Dingen auf uns selbst angewiesen. Vor allem galt es, selbst Disziplin zu halten, was bei einem so bunt zusammengewürfelten Menschenhaufen nicht ganz leicht war. Daß die Rangunterschiede sich allmählich verwischten, hier und da auch ganz verschwanden, ist natürlich. Es mußte eine freiwillige Unterordnung an Stelle der erzwungenen treten, weil es den Unteroffizieren oder Feldwebeln doch schlechterdings unmöglich war, als Deutsche die Franzosen zu richten. Was trieben die Leute denn in der Freizeit im Lager? In Bezug auf geistige Nahrung sah es anfangs höflich aus. Keine Zeitung, kein Buch. Später durften wir den „Temps“ halten, und Bücher kamen auch mit jeder Paketendung aus Deutschland. Wer sein Buch gelesen hatte, stellte es selbstverständlich der Allgemeinheit zur Verfügung. In Hamburg kam eine besondere Bücherei für Kriegsgefangene heraus, die in fünfzig Bänden wertvolles deutsches Schrifttum bot. Wir erhielten sie durch das Rote Kreuz. An dieser Stelle muß ich im allgemeinen der liebevollen Tätigkeit des Rotes Kreuzes gedenken. Es ist nicht aufzuzählen, was uns dieser Verein an Gutem getan hat. Schwere große Kisten mit Lebensmitteln, Tabak, Zigarren, Büchern, Wäsche, Schokolade, zum Teil aus Deutschland, teils aus der Schweiz, kamen an und wurden mit Jubel empfangen, wenn es auch schon mal vorkam, daß eine Sendung offensichtlich ihr Ziel verfehlt hatte und nach Süden geschlagen war anstatt nach Norden; denn was konnten wir schon viel anfangen mit den tüchtigen, handgeübten Kopfwärmern, die nur einen Teil des Geflechtes freilegen oder mit pelzgefütterten Handschuhen und dergl.? Man hatte offenbar Marokko mit Sibirien verwechselt. Die Franzosen lieferten uns gratis die „Kriegsgefangenen-Zeitung“. Verlegt und gedruckt in Paris, anscheinend von Stodfranzosen geschrieben, bot sie in einem mitunter haarsträubenden Deutsch Wiesmachersartikel. Deutsche Zeitungen waren natürlich Seltenheiten; anfangs kamen noch welche an. Später kamen die Franzosen dahinter, daß man Sardinen- und Konservendbüchsen am besten öffnet und leert, jede Büchse geöffnet, jede Röhre geknackt, jede Büchse, jedes Brot, jeder Kuchen der Länge lang aufgeschnitten, jedes Buch seines feinen Deckels beraubt, jeder Bleistift an einem, nicht feuergefährlichen Ort zerbrochen werden mußte. Ein Teil unserer Leute war weiter in die Wüste hineinverlegt; wenn ich nicht irre, waren's 15 Kameraden. Denen ging's nun ganz dreadig. Da sie auch nicht die geringste Verbindung mit der Zivilbevölkerung hatten, weil keine vorhanden war, hatten sie nicht die Möglichkeit, sich Zeitungen zu beschaffen. (Der „Temps“ war ihnen nicht erlaubt). Da mußte denn zu einem Mittel gegriffen werden, das uns als Kulturmenschen, oder besser gesagt, als zivilisierte, recht eigenartig erscheinen mag. Die französischen Wachsoldaten erhielten natürlich auch dort ihre Zeitungen und brauchten sie nach der Lektüre an einem nicht näher zu beschreibenden Ort. Ein findiger Sachse, genannt der „Geistesbeschwörer“, weil er angeblich die Seelen Verstorbenen zitieren konnte, kam auf folgenden Einfall. Er füllte die Zeitungsseiten aus beigemtem Ort, reinigte sie mit Hilfe von Chemikalien aus der Lagerapotheke, klebte sie zwischen zwei gelbten Stöcke und überreichte feierlich dem Einjährigen, Feldwebel W., der sie sich 100 Zentimeter weit von der Nase hielt und dann der nachrichtenshungrigen Gesellschaft vorlas. W. hat hier jedesmal eines der größten Opfer seines Lebens bringen müssen; denn erstens war er ein furchtbarer Franzosenfeind und zum zweiten recht färschm, immer so'n bißchen ätvetat mit lauberen Fingernägeln. Nur der Durs nach Neuem vom Kriegsschauplatz, wenn es auch durch die gallische Brille gesehen war, konnte ihn zu der Verührung mit dieser doch immerhin in wenig appetitlicher Form gebotenen Geistesnahrung bewegen. Im übrigen wurde nach alter deutscher Sitte, recht viel gelpielt. Mancher hat dort

das Schachspiel gelernt und liebgewonnen; es bildete sich eine Art Klub, der sogar Turniere ausfocht. Die meisten hingegen drohten Stat, manchmal mit einer Ausdauer, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre; es kamen Dauersätze vor von Samstag abend mit Montag morgen. Tatsache. Andere bemühten sich, die reichliche unfreiwillige Zeit zum Studium zu verwenden. Französisch und englisch waren wohl die begehrtesten Fächer. Wer konnte, half den andern. So verfloßen die Wochen und Monate, einzig erhellt durch Briefe und Pakete aus der Heimat und gelegentlich Siegesnachrichten, die uns auf verfluchten Wegen zugenag.

Weihnachten 1915 in Marokko.

Diesmal war die Erlaubnis zum Feiern erteilt. Wir durften am 31. Abend bis Mitternacht halten, das hatte ich beim Lagerkommandanten erreicht. In jedem unserer fünf Räume brannte ein Weihnachtsbaum. Wie diese Bäume zustande gekommen sind, ist der Mühe wert zu erzählen. Es fehlte doch geradezu alles, was zu einem Weihnachtsbaum gehört. Zunächst der Baum selbst; in ganz Marokko wächst weder Tanne noch Fichte noch Kiefer. Doch man muß sich helfen wissen, die Bäume machte der Lagerführer aus zugehobelten Stangen und Besenstielen. Um „Stamm und Äste“ wurde Seetang gewickelt, das ganze behängt mit bunten Papierketten und -Körbchen, mit vergoldeten Küssen, mit Kerzen bekrönt, und wenn man sich 10 Meter weit



Europas jüngster König.

Neuestes Bildnis des elfjährigen jugoslawischen Königs Peter II., der jetzt seine Studien in England wieder aufnimmt.

wegschleifte und durch die halbgeschlossenen Augenlider blinzelte, hatte man die Illusion eines Christbaumes. Am Heiligen Abend war in jeder Stufe Weihnachtsfeier, der Lichterbaum strahlte, die roten und blauen Ketten glänzten, die Kerzen flimmerten; einer brach eine Ansprache, sprach von der fernsten Heimat, den Lieben daheim, von der deutschen Weihnacht — und dann flangen aus runden Kehlen die alten lieben Lieder: „Ihr Kindlein kommet. O selige Nacht.“ Gedächtnis aus Deutschland waren angekommen; wohl jeder hatte irgend etwas, um seinem Freund, seinem Nachbar eine Freude zu machen. Nach der Weihnachtsfeier begann der gemütliche Teil. In kleinen und großen Behältern, meist aus alten Benzol- und Cellanistern hergestelltem, stand die Boule; Wein und Liköre in Flaschen kamen aus Tageslicht. (Alkohol war streng verboten), und die allgemeine Nahrung machte einer Festimmung Platz, die immer lebhafter wurde. Gegen Mitternacht mußte Schlaf gemacht werden, und es war gut so. Am nächsten Tag kam der Stadtkommandant, um die Weihnachtsbäume zu sehen; er sang „O Tannenbaum“, nach eigenem Eingeständnis das einzige deutsche Lied, das er kannte. Noch zwei Weihnachtsbäume haben wir in fremdem Land feiern müssen, da wir aber später wieder in Frankreich waren, unter richtigen Tannenbäumen.

Religionspflege.

Von einer eigentlichen Pflege des religiösen Lebens konnte nicht die Rede sein; wir hatten keinen Gottesdienst, keine Geistlichen. Die einzigen katholischen Priester, die dort waren, waren drei spanische Missionare, von denen keine deutsch verstand. Sie wurden nur gerufen, wenn ein Sterbender die letzten Sakramente verlangte. Eines Tages wurde ich ins Spital gerufen; ein Landsmann hatte verlangt, mich zu sprechen. Es war der Landwehrmann G., ein kleiner Bauer aus der Eifel, der fühlte, daß sein Ende kam, und der sich mit seinem Herrgott ausöhnen wollte. Der arme Kerl wollte beichten, ein spanischer Vater war bei ihm, der in der Hand einen Beichtspiegel in sechs oder sieben Sprachen hatte. Dieselbe Frage stand also auf

spanisch und auf deutsch in dem Buch; da der Sterbende aber zu schwach zum Lesen war, war ohne Hilfe keine Beichte möglich. Nun machten wir's so: Ich las die Frage auf deutsch vor, ohne den Kranken anzusehen; der Vater sah mit ins Buch, und der Kranke antwortete ja oder nein. So beichteten wir zu dreien, und das Geheimnis war doch gewahrt. Es ist dies das einzige Mal, daß ich beim Beichten assistiert habe. Eine Beerdigung ging würdevoll und feierlich vor sich. Wenn der Sarg aus dem Hause getragen wurde, trat die Wache ins Gewehr und präsenzierte. Hinter dem Sarge schritten französische Offiziere und Unteroffiziere, marokkanische Spahis in ihrer malerischen Tracht, dreißig französische Soldaten mit gesenktem Gewehr (das Gewehr wird mit der Mündung nach unten unter dem Arm getragen), dreißig Deutsche und dann allerdings die Wache mit aufgezogenem Bajonett. Der spanische Geistliche, begleitet von einem riesigen Sonnenschirm, ging bei Katholiken bis zu den Grenzen der Stadt mit, sprach seinen Segen und wanderte heimwärts. Am offenen Grab sprach einer von uns ein Abschiedswort, die Schollen tollerten auf den Sarg und wir zogen gedankenvoll zurück. Fern der Heimat liegen diese unsere Toten in Afrikas Wüstenland; verlassen und verodet sind ihre Ruhestätten, und wenn nicht eine mitfühlende Seele zu ihrer Seele ein Licht hinstellt, so deutet wohl heute nichts mehr darauf hin, daß auch dort deutsche Soldaten ruhen, die für unser Land den bitteren Tod erlitten haben. Doch mag auch der Wind ihre Gräber verweht, mag der Sand die Hügel zugebedt haben, vergessen sind sie nicht. Treue Liebe kennt keine Räume; sie macht an den Gräbern armer Verlassener an Afrikas heißer Küste keine Ausnahme.

Gesundheitspflege.

Zur Ehre des französischen Arztes muß gesagt werden, daß er alles tat, um die Sterblichkeit zu mildern und den Kranken Erleichterung zu verschaffen. Bei Gelegenheit einer Paratyphusepidemie hatten wir eine Zeitlang hundert Kranke. Jeder Kranke erhielt täglich 1 Liter Milch (nicht eingedickte Vollmilch), die in Blechbüchsen aus Frankreich bezogen wurde. Einem armen Teufel, der nicht recht sterben wollte, verschrieb er eine Flasche Champagner, weil der Kranke danach verlangte. Ein andermal gratifizierte die Mühle; er befreite alle vom Arbeitsdienst, die sich traut meldeben, und legte die Kranken in einem Raum zusammen und verschrieb Arznei. Das war auch so ziemlich alles, was er tun konnte. Die Militärverwaltung verlagte beinahe völlig, im Militärlazarett war nicht vorhanden, sanitäre Einrichtungen im Embryonalstadium. Die so nötigen Moskitoneze fehlten völlig, so daß wir uns die krankheitsverbreitenden Fliegen und Mücken nicht vom Leibe halten konnten. Die Latrinen standen — wenigstens in der ersten Zeit — in dem engen Hof und obwohl die Kübel täglich ihren Anhalt ins Meer leerten, war der Geruch unerträglich. Ungezieferbekämpfung, die gerade in diesem mit Hüpfenden und kriechenden Qualgeistern reich gesegneten Lande unbedingt erforderlich gewesen wäre, war ein unbekannter Begriff. Die erste Entlausungsanstalt habe ich nach meiner Rückkehr in Deutschland kennen gelernt. Wir waren also in vielen Dingen bezüglich der Gesundheitspflege auf uns selbst angewiesen und halfen uns so gut wir konnten. Sauberkeit war angebracht, Schmierfinken waren wenige da; sie wurden von den anderen zurechtgestuft.

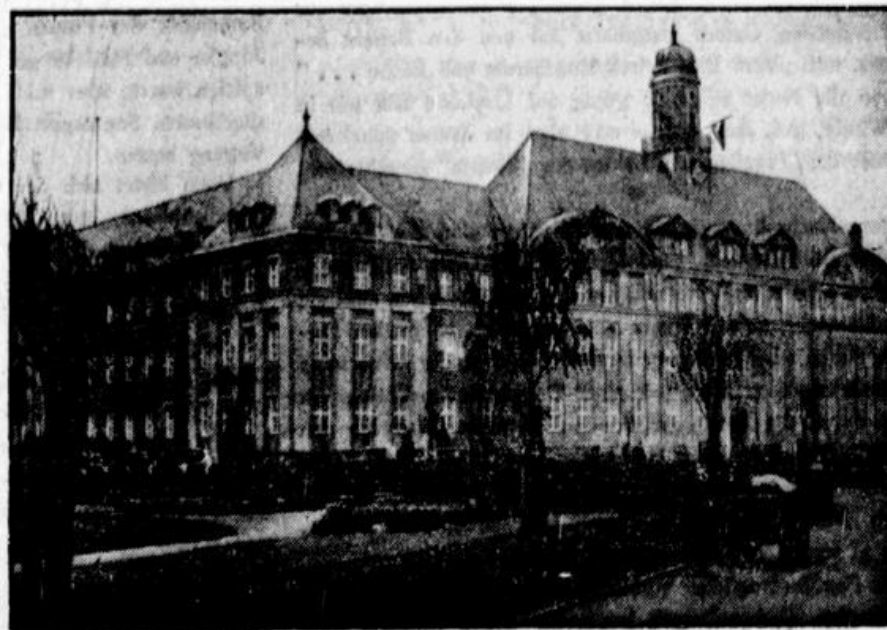
Behandlung.

Im ganzen hatten wir's wenn man von den durch die geographische Lage bedingten Umständen und den geschilberten Unbelständen abliest — nicht schlecht. Die Behandlung war anständig, wenn ein Franzose nicht wußte, wie er mit Menschen umzugehen hatte, wurde es ihm beigebracht. So gewöhnten wir dem kleinen Küchenschef, bei dem ein Dolmetscher spazieren ging, das Medizininstrument bald ab; und ein anderer, der fälschlich einen Deutschen des Diebstahls anklagte, verschwand bald darauf vom Bureau, weil ich ihm selbst einen Diebstahl nachweisen konnte. Es wird übrigens ohne weiteres klar, sein, daß im Bureau manches wieder eingereicht werden konnte, was draußen aus den Fugen gegangen war. Die französischen Offiziere waren vernünftige Menschen, die zufrieden waren, wenn der Apparat klappte, und wir sorgten durch eine Art Selbstverwaltung schon dafür, daß die Küche im Dorf blieb. Die Leute im Bureau waren Kolonisten, also Ortsanwässige, oder Landstürmer; sie waren alle froh, wenn sie möglichst viel Arbeit mit überlassen konnten. Ich habe nie eine Arbeit zurückgewiesen, unmöglich erscheinende Leistungen wurden mitunter noch spät in der Nacht mit der Hilfe von sechs oder sieben meiner Vetrenen fertiggebracht und der Offizier war am nächsten Morgen zufrieden. So festigte ich unsere Stellung und konnte manches erreichen, was sonst unmöglich gewesen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Das Organisationszentrum der Saarabstimmung.

Das Landgerichtsgebäude in Saarbrücken, der Sitz der Regierungsabstimmung.



Zweimal Wintersport

„Saison“ auf Skiern und im Badeanzug — Man erholt sich im Schnee und am Meeresstrand

3ehn Zentimeter Neuschnee gefallen“ — „Beste Schneeverhältnisse für alle Sportarten“ — wer diese Wetterberichte liest, denkt wohl ernsthaft daran, den Urlaub in diesem Jahr im Winter zu nehmen und überprüft sorgfältig die Skier und die geölten Sportstiefel. Es gibt ja bekanntlich kaum etwas Erholsameres, als die gesunde, sportliche Betätigung in der reinen Schneeluft der Gebirgswelt unter den Strahlen der wärmenden Winter Sonne.

Ganz Kühne vergessen beim Baden für die Winterreise auch den — Badeanzug nicht! Sie wissen, daß die Winter Sonne, verstärkt durch die Widerstrahlung der klimmenden Schneewägen, so heiß brennen kann, daß man an geschützten Plätzen regelrechte Sonnenbäder nehmen kann, mit entsprechender Vorsicht, selbstverständlich!

In der neuen Welt hingegen ist der Badeanzug als Ausrüstung zur „Wintersaison“ größte Selbstverständlichkeit. Die Gesellschaftsreise, die es sich leisten können, fliehen die zwölf Grad Kälte, die derzeit aus New York gemeldet werden, und treten die Reise nach Süden an. Dort, unter der ewigen Sonne Floridas, an der Küste Kaliforniens und in den feudalen Luxusbädern von Haiti, vergißt sich schnell Schnee und Kälte. Uns allerdings scheint diese Art von „Wintersport“ weder sehr winterlich, noch sehr sportlich! Und wir bleiben bei Ski und Rodel, bei Eissegeln und Schlittschuhlauf in den deutschen Bergen und auf den deutschen Gewässern!

Gefahren des Wintersports

Im Massiv des Gletscherreises klaffen tiefe Risse. Sie reichen hinab bis zum festen Grund, über den die Massen schiebend, tragend, zu Tal wandern. Schnee fällt über den Gletscherflächen. Die Ränder nähern sich. Verkrustungen bilden ein Gewölbe. Über das neuer Schnee fällt. Und unter einer tiergrünlich weißen Fläche lauert der Tod in

gesamte Fläche des Neuschnees ins Rutschen und stürzt zu Tal. Nicht als „Walze“ — wie vielfach berichtet wird — sondern als tosende Brandung eines weißen Stromes. Wir sprechen in diesem Fall von Feuchtschnee-Lawinen.

Aber auch der verharzte Altschnee kommt ins Gleiten, wenn eine äußere Ursache die kompakte Masse der weißen Fläche bricht. Das kann durch den Sturm, durch rollendes Gestein geschehen, in den meisten Fällen ist es aber der Mensch selbst, der die Katastrophe der Trockenschnee-Lawine auslöst: Beim Aufstieg zerschneiden die Bretter die Schneedecke, eine Tafel löst sich vom Gestein ab, rutscht ab, die höher gelegenen Massen drängen nach, der ganze Hang stürzt zu Tal.

Die Sicherheit eines Schneefeldes hängt von der Bodenbeschaffenheit ab, von der Neigung der Fläche, von Felsbrocken und Sträuchern, die dem Schnee einen Halt geben. Wenn der Schnee diese Unebenheiten überdeckt, werden sie auch nichts mehr nützen. Und so ist ein Schneefeld nur dann relativ „sicher“, wenn die Unebenheiten des Bodens und die Sträucher noch aus der Schneedecke ragen. In jedem anderen Fall ist die Gefahr größer, als die meisten Sportler es ahnen. Und viele werden ein Opfer dieser Unachtsamkeit! — — —

„Richtige Winter“

gibt es sie nicht mehr?

Es ist eine Klage, die wir wieder und wieder von den Vätern zu hören bekommen: „Heute gibt es ja gar keine richtigen Winter mehr. Zu unregelmäßig.“ Zugegeben, daß uns die Chronik alter Zeiten von Kälteperioden berichtet, von denen wir uns heute kaum noch eine Vorstellung machen können. 1281 und 1381, da dauerte der Winter in ganz Mitteleuropa sieben Monate und um Weihnachten war die Dürre so weit zugefroren, daß man von Lübeck nach Kopenhagen mit dem Schlitten übers Meer fahren konnte!

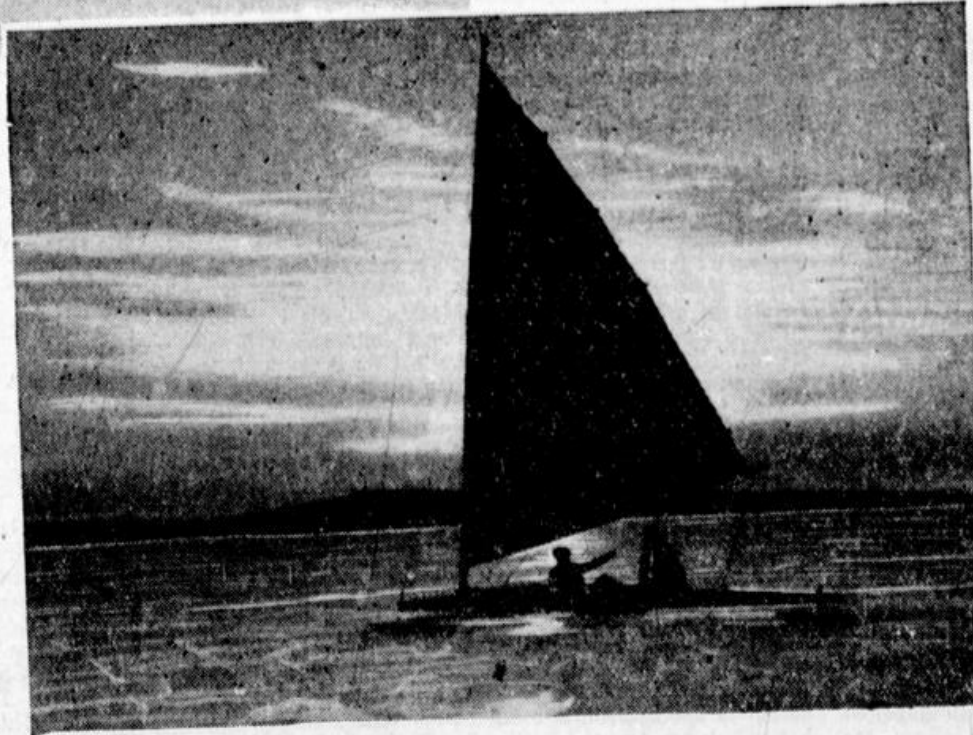
Saulende Abfahrt im frischen Pulverschnee —

Ist für uns der Inbegriff strahlender Winterportfreude, während gleichzeitig auf Haiti die „Saison“ beginnt und eine andere Art von schönem „Wintersport“ geübt wird: das Wellenreiten!



Im Winter des Jahres 1400 froh der Wein in Fässern und Kellern. Die Galtwirts verkauften ihn pfundweise. . . 1433 konnte in ganz Süddeutschland kein Wein geerntet werden, weil Mitte Oktober schon die ganze Weinreife erfror und eingesehnet war. 1597 lag soviel Schnee, daß ein Kaufmann mit seinem Schlitten die Stadtmauern der Stadt Leipzig überfuhr. 1667 lief man drei Monate lang auf der Elbe bei Dresden Schlittschuh — und das war keine besondere Sensation. 1709 muß es einen besonders strengen Winter gegeben haben. Der Chronist berichtet, daß der Spiegel zu Eis wurde, ehe er den Boden erreichte! Und noch im Mai lag Schnee, so daß von einer Ernte der Winterhaat keine Rede sein konnte. Furchtbare Einzelheiten werden über die Folgen des schweren Winters 1740 erzählt. Damals erfror die Reisenden auf der Fahrt — Schlitten mit Toten fuhrten vor den Gasthäusern vor. Die Tiere im Walde, die Haustiere in den Ställen fanden zu Tausenden den Tod durch Frost.

(Unten) Eissegeln — ein ebenso schöner, wie romantischer Sport gehört zu den erlesenen Winterfreuden unserer Breiten



Unter der lachenden Sonne Floridas weiß man nichts von Schnee und Kälte

taufend Spalten. Die Menschen, die hier einbrechen, bleiben mit zermetteten Gliedern liegen. Sie können gerettet werden, wenn ein Begleiter heil davonkommt und die Stelle markiert. In jedem anderen Fall verhungern sie im eisigen Labyrinth des Gletschers, und es müssen sehr glückliche Umstände zusammenfallen, wenn die Rettungskolonnen sie auffinden sollen.

Es ist auch ein weit verbreiteter Irrtum, daß Lawinen nur zu bestimmten Jahreszeiten, nämlich im Frühling, zur Schneeschmelze, auftreten. Sie bedrohen den Menschen jederzeit an allen jenen Stellen, wo Schneemassen auf abschüssigen Flächen liegen. Es sind nur Lawinen verschiedener Ursprungs, die je nach den Umständen zustandekommen.

Wenn Neuschnee auf der verharzten, glatten Fläche des Altschnees zu liegen kommt und die untersten Schichten des Neuschnees unter dem Einfluß der Sonnenwärme zu schmelzen beginnen, kommt die

Mer über die Straße ging, dem zerprang die Haut im Gesicht, und die Milch im Krug, der Wein in der Flasche wurde zu Eis. Selbst in Spanien lag der Schnee zehn Fuß hoch, die kleinen Vögel fielen tot aus der Luft herunter und in der Provence erfror sämtliche Delbäume.

Als Folge dieser verheerenden Temperaturkatastrophen stellten sich natürlich Krankheiten und Epidemien ein. Und kaum hatte das wirtschaftlich so schwer geschädigte Land sich etwas zu erholen gesucht, kaum hatte man die Waldungen aufgeforscht, die Wildbestände wieder vermehrt und den Ausfall der Ernte durch sorgfältigste Bodenkultur zu beheben gesucht, so brach schon ein neuer Schreckenswinter herein. 1789, 1812, 1830, 1864 brachten Wintermonate, von deren furchtbaren Kältewirkung noch alte Schriften erzählen. So also sahen die „richtigen“ Winter aus.

Aber es gab auch andere Winter. Beispielsweise hatten die Vögel im Jahre 1185 schon zu Weihnachten Funge im Nest — so sehr täuschte sie die frühlingshafte Witterung über die Jahreszeit hinweg. 1301, 1494, 1586 gab es schon im Januar eine Baumbüte in Süddeutschland. 1420 gar gab es schon zu Neujahr Wirtschblüten und frische Waldoeiden! Dafür blühten aber am Himmelfahrtstag die Eisapfeln von den Dächern herunter. Im Winter 1795 gab es nicht ein einziges Mal Eis — und trotzdem kam ein schönes Frühjahr und eine prächtige Ernte. Das Jahr 1787 brachte für Deutschland eine besondere Ueberraschung. Im Januar blühten die Kirschbäume zum ersten Male, im Oktober zum zweiten Male — und in beiden Fällen soll die Ernte durchaus nicht schlecht gewesen sein!

Verhält es sich nun wirklich so, daß wir in jüngerer Zeit keine derart ausgesprochenen Winterszeiten mehr haben? Sind wir in eine Epoche der allgemeinen Mittelmäßigkeit geraten, in der selbst das Wetter keine Ausnahme macht? Man hat eine Statistik aufgestellt, die uns darüber aufklärt: von 1000 Wintern können mit Regelmäßigkeit nur neun als „ungewöhnlich streng“ bezeichnet werden. 22 sind „sehr streng“, 83 „streng“ und 134 „falt“. Und da in der Natur alles mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit vor sich geht, so entsprechen den neun übermäßig kalten Wintern ebenfalls neun, die als „ungewöhnlich milde“ angesehen werden müssen. 40 sind mit „sehr milde“ zu bezeichnen, 203 als „milde“, von den übrigen Wintern sind etwas mehr als die Hälfte dann noch den milden Wintern zuzurechnen.

Mit dem Motorrad durch Vorderasien

Eine abenteuerliche Wüstenfahrt

Von Georg Lechner

(1. Fortsetzung)

Eine Araberin sehnt sich nach Deutschland

Raum habe ich mein umfangreiches Gepäck in das Haus geschafft, so heßt sich der Himmel auf und die ersten schüchternen Sonnenstrahlen strecken ihre langen Arme auf die tiefende Erde. Weit unten, wie ein großes Dreieck, das mit einer Spitze ins Meer sticht, sieht man die Stadt Beirut liegen.

Bald sind meine Sachen zum Trocknen aufgehängt. Es wird Tee gebrüht, und das ganze Haus ist bemüht, mir den Aufenthalt nach Kräften gemütlich zu machen. Schwester Kustas fragt mich nach den Einzelheiten der Fahrt, dann erzählt sie von den Menschen, die das Gebirge bewohnen. Hier im Libanon ist sie geboren, hier ist sie aufgewachsen, dann zum Studium nach Deutschland gegangen und wieder in die Heimat zurückgekehrt, um Schulen zu eröffnen und an der geistigen Entwicklung des Volkes, als dessen Teilchen sie sich selbst fühlt, zu arbeiten. „... Und nun habe ich diese Pension hier. Im Sommer kommen viele Fremde, im Winter freilich ... Mein ganzes Haus, auch die Araber, sprechen deutsch, denn ich habe deutsche Art und Sprache in den Jahren meines Studiums lieb gewonnen. Deshalb bin ich, als ich in der Zeitung las, daß Sie in Beirut einen Vortrag halten, sofort dorthin gefahren. Aber nun ruhen Sie sich aus, fühlen Sie sich wie zu Hause. Wenn Sie wollen, können wir auch in die Dörfer gehen, zu den Druzen, diesem Völkchen mit eigenen Bräuchen und Sitten im großen, zerplitterten Reich der Araber. Ihr Leben wird Sie interessieren ...“

Schon am nächsten Tage schreitet die rüstige Schwester Kustas auf dem glatten Lehmbooden vor mir her. Man sieht ihr ihre achtzig Jahre nicht an. Unser Weg führt uns durch Schluchten und über Berggipfel. Der sahe Lehmbooden bleibt an den Füßen haften, wächst rasch zu großen Klumpen und muß immer wieder mit einem Stod abgetrennt werden.

Ich hatte noch nie zuvor ein Druzen Dorf gesehen. Die kleinen Häuser stehen, zu einer Gruppe vereint, in einer Senke. Ihre Bewohner kommen uns entgegen, begrüßen uns und bleiben plaudernd bei Schwester Kustas stehen, die sie alle schätzen und verehren.

Wir treten in einen Hof ein. Eine alte Frau kommt uns entgegen. Sie spricht eine Weile mit Schwester Kustas, deren Gesicht ganz traurig wird. „Sehen Sie das kleine Kälbchen dort in der Ecke ... Einst standen hier sechs große statische Kühe, und heute ist dieses Kälbchen das Letzte, was die Leute besitzen. So ist es hier überall ...“

Einige Dorfbewohner haben sich um uns versammelt und plaudern mit der Schwester, während wir der Schule zugehen. Früher hatte sie die Schule geleitet, aber dann kamen eines Tages die Dorfbewohner zu ihr und sagten: „Liebe Schwester, wir haben dich sehr gern und möchten dich immer in unserem Kreise behalten. Aber du lehrst unsere Kinder, einen fremden Gott zu ehren. Wenn du uns versprichst, liebe Schwester, mit unseren Kindern über Gott nicht mehr zu sprechen, bitten wir dich, bei uns zu bleiben ...“ Sie war gegangen. Nun zog es sie heute, die neue Schule zu sehen.

Ein kleiner scheunenartiger Raum, ohne Fenster, mit einer großen Tür, durch die das Licht einfällt. Die ungetünchten Wände uneben und dunkel, ringsum lange Bänke, auf denen die Schüler und Schülerinnen sitzen, nach Klassen geordnet, denn alle Klassen sind in einem Raume untergebracht. Ein junger Bursche, der den Unterricht erteilt, steht in der Mitte. Wir beide sitzen auf einer der Schulbänke und lauschen seinen Ausführungen. Ein wenig befangen hat er die Schüler ein Lied singen. Alles erhebt sich und beginnt, was die Lungen hergeben. Jeder singt fröhlich und laut, je lauter, desto besser. Ganz unverwundliche Stimmen, aber man muß auch unverwundliche Ohren haben, um sie hören zu können. Schwester Kustas sitzt still und trauert über etwas. Ganz klein erscheint ihr altes, gutes Gesicht ...

Ich schaue um mich ... Die kleine Dorfschule mit ihrem niedrigen Dach, mit dem schlechten, unebenen Erdboden, die beschriebenen Kinder mit ihren fröhlichen Gesichtern, schmutzig und barfuß, aber vielleicht glücklicher als viele unserer Kinder in den großen Städten ... An der Tür des Schulraumes stehen die Dorfbewohner, die uns begleiten, und lauschen andächtig dem Gesang ... Diese eigentümlichen Menschen, die sich nie zum Christentum bekehren lassen. Nur einige wenige Male ist es vorgekommen, daß ein längere Zeit in der Fremde weilender Druze zur christlichen Religion übertrat, sogar die neue Lehre predigte. Als er jedoch alt wurde und den Tod nahen fühlte, wandte er sich wieder seinem alten Glauben zu, dessen Grundgedanke die Seelenwanderung ist.

Als die Kinder das zweite Lied beendet hatten, treten wir wieder auf die Straße. Dorfbewohner begleiten uns bis ans Dorfende, und dann gehen wir den weiten beschwerlichen Weg durch das Gebirge wieder heim. Araber begegnen uns. Einige von ihnen haben helles Haar — Nachfahren der einstigen Kreuzfahrer, deren „blauäugige Spuren“ man hierzulande noch des öfteren findet.

Bei den Jagrellern und Karrenschiebern in Haifa

Es ist nicht so einfach, „nach Hause“ zu kommen!

In einer großen Bucht am Fuße des Karmelgebirges liegt Haifa. Sonne und Licht strahlen über der kleinen, hübsch gelegenen Stadt. Steht man hinter ihr auf dem Berge und schaut auf die tausend Häuser und den Hafen, so erscheint alles wie aus einer Spielzeugschachtel aufgebaut. Einige Dampfer liegen auf der Reede. Sie haben wieder neue Einwanderer gebracht. Mit erwartungsvollen Gesichtern, ihre hundert Bündel schleppend, steigen die

Juden aus. Eine strenge und langwierige Paßkontrolle haben sie hinter sich, und nachdem von ihnen wurde die Einwanderung verweigert, da er entweder nicht genügend Geld hatte oder seine Papiere nicht in Ordnung waren. Auf dem Dampfer lastet eine schwere, gespannte Stimmung. Im Speisesaal erster Klasse prüft die Einwanderungsbehörde Geld und Pässe. Kaum hat jemand die Kontrolle bestanden, so ist er auch schon von einer Anzahl Leidensgenossen umringt, die ihn ängstlich nach allen Einzelheiten ausfragen, denn schwer ist der Eintritt in die „eigene Heimat“ ...

Von besten Wünschen beseelt, große Hoffnungen im Herzen, betreten die Einwanderer die Erde des „gelobten Landes“. Aber schon an der Zollstation harret ihrer die erste Enttäuschung, denn die Zollrevision ist in Haifa sehr streng. „Wir sind doch „nach Hause“ gekommen ... in unsere alte Heimat. Wir wollen arbeiten, wir wollen neu aufbauen. Seid doch nicht so kleinlich ...“ Die Beamten sind jedoch unbittlich. Es wird verzögert. Klingende Mühsal muß aus den Tischen gezogen werden. Und die neuen Einwanderer packen jammernd ihre Sachen und eilen geschwind auf die Straße. Sie wollen die neue Heimat begrüßen, sich endlich „zu Hause“ fühlen. Ein neues Reich

wollen sie aufbauen, wie die Welt noch keines sah. Aber schon in der nächsten Minute begegnen sie hagerfüllten Arabern. Da stützen sie wohl, beruhigen sich aber gleich wieder ... „Was können die paar Araber uns tun? ... Sie werden bald unserer Schaulichkeit, unserer Welterfahrenheit weichen müssen ...“ Aber immer mehr Araber begegnen ihnen. In jeder Straße, an jeder Ecke sind sie da. Und nun regt sich in ihnen das Gefühl, daß sie auch hier nur Fremde sind. Eben noch dachten sie, daß man sie mit offenen Armen empfangen würde, nun sehen sie nur verschlossene Häuser einer Stadt, deren Lebensrhythmus ihnen fremd und feindlich erscheint. Und noch eins be- greifen sie: daß sie sich dem Leben hier werden fügen, daß sie sich völlig werden umstellen müssen. — Während die aus Polen stammenden Juden sich in Palästina wohl fühlen, können die aus Deutschland eingewanderten sich kaum ein- leben. Auf allen aber lasten die schweren, am Himmel der Zeit sich ballenden Gewitterwolken. Der Araber, der seine lange Erde von den Einwanderern bedroht sieht, nährt einen unstillbaren Haß gegen sie, und nur die starke Hand Englands läßt ihn diesen Haß einstweilen bändigen ...

(Fortsetzung folgt.)

Lexikon für jedermann

Gibt uns weniger Deputierte!

Frankreich bleibt auf dem Weg der geistigen Vorbereitung einer politischen Neuordnung. Die Presse liefert dafür immer wieder Beweise. Jetzt hat im „Echo de Paris“ der General de Castelnau das Wort ergriffen, um die Forderung zu begründen, daß die Zahl der Abgeordneten ganz wesentlich verringert werden müsse. Ganz Frankreich müsse sich einschränken und sein Staats- apparat müsse von unsauberen Elementen gereinigt werden. Die Zeit müsse wiederkommen, wo Rechtlichkeit ohne Korruption und laubere, kluge Verwaltung wieder herrsche. Eine autoritäre Regierung sei zur Notwendigkeit geworden. Sowohl die alten Frontkämpfer als auch die Regierungsstellen hätten sich willig Einschränkungen aufgelegt. Aber zu Beginn einer Zeit neuer politischer Entwicklungen dürfe eine Maßnahme nicht auf- gehoben werden. „Das ganze Land fordert sie mit Nachdruck von den Reformern aller Gattungen als Beweis ihrer Auf- richtigkeit und Teil der Veränderungen, die vorzunehmen sind. Es handelt sich um die wesentliche Herabsetzung der Zahl der Abgeordneten. Die ehrenwerten Volksvertreter mögen sich nicht in Diskussionen wiegen. In der Meinung des Volkes ist der Abgeordnete gegenwärtig auf das schwerste „entwertet“, ebenso wie die Wählungen der alten und neuen Welt. Um ihn wieder aufzuwerten, bedarf es wie beim Geld der Einschränkung der „Emission“ und des „Umlaufs“. Wenn die Verringerung der Beamtenstellen, zu einer Gesundung des Verwaltungssystems führt, so muß diese Maß- nahme noch nachdrücklicher und logischer für das Palais Bourbon (das Abgeordnetenhaus) gefordert werden. Denn von dort weht im Grunde genommen jener verpestete Wind, der in der Verwaltung und in den öffentlichen Einrichtungen Frankreichs die Gewissen schweigen macht und sie völlig verdirbt.“

Internat im Himalaja

Die interessanteste Universität der Welt, die Universität Gur- tula, hat jetzt ihren 32. Gründungstag gefeiert. Im Alter von 6 bis 8 Jahren treten die Schüler in diese Universität ein, die im Himalaja am Abhang der Kailas-Berge liegt. Vom Augen- blick ihrer Aufnahme an sind die jungen Menschen 14 Jahre lang vollständig von der Außenwelt abgeschnitten. Sie werden in den Haushalt ihrer Lehrer aufgenommen, die für sie und ihre Erziehung die volle Verantwortung tragen. Das Leben in dieser Lehranstalt ist von spartanischer Strenge. Morgens um 4 Uhr stehen die Schüler auf und nehmen in den eiskalten kristallklaren Wassern des Ganges ein Bad. Anschließend werden die heiligen Schriften der Indier in Sanskrit gelesen und auswendig gelernt. Dann wird eine ganz einfache, fast färgliche Mahlzeit eingenommen, worauf wieder zwei Stunden dem Studium gewidmet sind. Erst dann beginnt eigentlich der Tag mit einem fröhlichen Frühstück, an das sich die Tagesarbeiten des Studiums anschließen. So vergeht ein Tag nach dem andern in strengster Abgeschlossenheit. Erst nach 14 Jahren werden die inzwischen erwachsenen Menschen in die Außenwelt zurückgelassen.

Vlond George, der Druid

Der amerikanische Zeitungsfönig Hearst besitzt eines der ältesten und romantischsten Schlösser von Wales, St. Donat Castle. Er kam auf die Idee, in diesem ehrwürdigen Schloß ein großes Festbankett für die Walliser Bardes, Druiden und Geroide zu geben, altertümliche Gesellschaften, die die Walliser Bräuche durch Jahrhunderte hindurch pflegen. Mr. Vlond George, selbst ein fanatischer Walliser, hat die Sache in die Hand genommen. 150 Bardes, Druiden und Geroide in ihren weißen, blauen und grünen Gewändern werden bei dem Bankett er- scheinen, das ganz im Stile des 14. Jahrhunderts veranstaltet wird. Es wird Hirse am Spieß und schredlich viel Honigmet ge- geben. Die Bardes werden die alten keltischen Volksweisen ertönen lassen, und Vlond George wird sicherlich eine machtvolle ertümliche Rede schwingen.

Religiöser Wahnsinn im Urwald

Im Bezirk Kijabe, in dem ostafrikanischen Mandatsgebiet Kenna, leben zu müssen, muß zugeben nichts weniger als ein Vergnügen sein. Unter den Eingeborenen ist nämlich eine Art religiöser Wahn ausgebrochen. Die Eingeborenen nennen sich Watu Wa Mungu, was auf deutsch etwa „Gottesleute“ be- deutet. Leider hat die Seite die häßliche Angewohnheit, auf

andere Leute, insbesondere auf Weiße, mit vergifteten Pfeilen zu schießen. Die Ursache dieser Feindschaft ist nicht genau be- kannt. Dürfen wir „Kenna Daily“ glauben, so sind die Flug- zeuge schuld, die nach Ansicht der schwarzen Sektierer von den Weißen nur erfunden seien, um die Eingeborenen zu verderben. Im Urwald hat man kürzlich eine Höhle entdeckt, in der das Gift für die Pfeile hergestellt wurde, sozusagen also eine chemische Fabrik; vermutlich haben die Schwarzen aber noch eine ganze Reihe anderer Fabrikationswerkstätten. Die um- liegenden Stämme betrachten den religiösen Wahn der Watu Wa Mungu als willkommene Gelegenheit, gute Geschäfte zu machen. Da die Sektierer außerordentlich viele Pfeile brauchen, haben die Schmieden in vielen hundert Kilometer Umkreis beinahe Tag und Nacht zu tun. Die Regierung von Kenna hat als Gegenmaßnahme zunächst jeden Import von Waffen in den Bezirk Kijabe verboten.

Hölzerne Soldaten retten eine Stadt

„Daily Mail“ gibt aus New Delhi die unwahrscheinliche Meldung wieder, daß fünfhundert hölzerne Soldaten die Stadt Varanasi im chinesischen Turkestan vor einem Rebellenangriff gerettet hätten. Als der Anmarsch der Rebellen bekannt geworden sei, hätten alle Fischer der Stadt den Auftrag er- halten, hölzerne Figuren in Mannesgröße herzustellen. Diesen Figuren hätte man Uniformen angelegt und sie auf dem Wall der Stadt aufgestellt. Die Rebellen hätten sich täuschen lassen und wären angesichts der zahlreichen „Reinde“ kampfslos ab- marschiert. Im chinesischen Turkestan herrscht bereits seit vielen Jahren ein ständiger Bürgerkrieg. Früher lebte das Land unter der Herrschaft des Chinesen Wang Teng-shin in Ruhe und Ordnung, Yang wurde jedoch gelegentlich einer Palast- revolution von Beamten ermordet.

Arthur Brisbane erzählt ...

Arthur Brisbane, der bestbezahlte Journalist der Ver- einigten Staaten und der ganzen Welt, erzählt in seinen Zeitungen folgende Geschichte:

„Ein Mann kaufte für billiges Geld zehntausend Morgen Land und erklärte der Regierung: „Ich habe die Absicht, auf diesem Boden Baumwolle zu bauen.“ — „Um Gottes willen, tu das nicht“, sagte die Regierung. „Bepflanze nur sieben- tausend, für die restlichen dreitausend bekommst du von uns eine Entschädigung.“ — „Geht in Ordnung“, sagte der Farmer, bebaute siebentausend Morgen mit Baumwolle und stellte mehr Regierungsgeld in die Tasche, als ihn die zehntausend Morgen und die Baumwollsaat gekostet hatten.“

Die Geschichte hat sich tatsächlich so zugetragen, wie Bris- bane sie erzählt, und zwar nicht nur einmal, sondern Dutzende von Malen. Mit den Entschädigungen, die die Regierung für den Nichtanbau von Baumwolle zahlte, sind die unglaublichen Geschäfte gemacht worden, was man den amerikanischen Farmern durchaus nicht verdenken kann, denn Gelegenheiten, bei denen man für das Nichtstun bezahlt wird, fehlen vermutlich so schnell nicht wieder.

Die erste „artifizielle Zeitung“

Die wissenschaftliche Sowjetexpedition des Professors Schmidt ist, wie auch von der deutschen Presse gemeldet worden war, nach Verlust ihres Schiffes hundert Meilen von der Küste Nordost-Sibiriens entfernt, auf dem Eis fest. Wie die „Zowestija“ mitzuteilen weiß, geht es den Mitgliedern der Expedition ganz gut. Sie haben auf dem Eis eine Holzhütte gebaut, in der die Frauen und Kinder untergebracht werden konnten. Der be- kannte Artistforcher Prof. Semjonow hat sogar eine Zeitung gegründet, die vermutlich das erste artifizielle Blatt ist. Selbst- verständlich kann sie nicht gedruckt werden. Sie hat auch zweifellos die geringste Auflagenzahl von allen Zeitungen der Welt, denn sie erscheint nur in einem einzigen Exemplar, das an der Wand der Holzhütte angehängt wird. Derartige „Wandzeitungen“ sind in der Sowjetunion übrigens außer- ordentlich beliebt; es gibt keine einzige Fabrik, die neben ihrer Wertzeitung nicht auch ihre Wandzeitung, die eine unterem „Schwarzen Brett“ entspricht, aber viel umfangreicher und bunter ist, besitzt. Den Nachrichten seiner Wandzeitung versorgt Professor Semjonow mit den Meldungen, die ihm per Radio zugehen.

Stimme von B

Wn

Eigentlich Standesamt nannte ihn a pafte ausge- zwerghaft li- lich immer fa- famen? Dan- in die Diele sich an den g die Suppe o breiten Fuß- Geruch des

Dann ga- Wachstüm- waren. Mar- er. Dann ab- Dächer des- immer klein- „Joris V

Wind in der- am Land un- „Klaasje, au- „Klaasje be- dazu war, o- Die See wa- Wasser, und- die Nacht si- „Klaasje

Milje, und- ein. Dann- „Rein, Al- zu schwäch- er am Ma- der But wo- Dann ta-

ein Geschä- wurden Zil- verkauft. „Klaasje an- erempel in- ich mit! Z- aber nicht

„Klaasje für ihn sein- Die Hölzer- Im Lab- Dreimaße- an Sturm i- und Fische- Er gewöhn- Mutterdam- kaute mit f- Feringe, die- getummelt

Die Dab- endbick; zu- „Klaasje an- Dann f-

Der Kumm- „Klaasje je- Einige Bo- Sein Rote- eingegan- Schreiben- seines Geb- war in ein- und Maus-

„Klaasje Entschäd- Tränen ni- Und ein-

autobus, e- war „Klaas- den alten- Schiffsre- hatte er a- schone Wi-

Das Kl- und laube- der Küche- es wie ein- verlassen- Nacht

Nicht stand- „Das- und blies-

entsteht

gr

Unbekannte Jünger.

Eigentlich hieß er Nikolaus, so stand sein Vorname auch im Standesamtsregister von Nieringen am Züdersee. Aber man nannte ihn allgemein Klaasje oder Klaasje. Das Wort Klaasje paßte ausgezeichnet zu seiner Figur. Warum war er auch so zwerghaft klein, während seine vier Brüder und sein Vater sich immer an der Haustür bündeln mußten, wenn sie herein- kamen? Dann sah das immer aus, als ob ein Regiment Grenadiere in die Diele einmarchierte. Schwerfällig und stumm setzten sie sich an den großen blattgeschweiften Tisch, während die Mutter die Suppe auftrug. Klaasje betrachtete mit Bewunderung die breiten Fäuste seiner Brüder und atmete sehnsüchtig den salzigen Geruch des Meeres ein, der noch in ihren Kleidern steckte.

Dann gab ihm sein Vater einen bunten Fischerteller, einen Wachstuchhut und die Wasserschuh, die ihm noch viel zu groß waren. Man mußte Klaasje bis ins Schiff tragen, so klein war er. Dann aber schrie er vor Freude auf, als er sah, wie die roten Dächer des Dorfes sich entfernten und die Menschen am Ufer immer kleiner wurden.

„Hörst du“, das Schiff seines Vaters, glitt leicht unter dem Wind in den weiten Züdersee. Die Mutter stand noch immer am Rand und winkte mit ihrem Schal. Dann rief der Vater: „Klaasje, anpacken!“ Die Brüder brachten die Kiste in Ordnung. Klaasje bekam auch seine Arbeit, aber jeder sah, daß er schwach dazu war, obwohl man für den Anfang gar nicht viel verlangte. Die See war ruhig. Der Vater kannte die besten Stellen im Wasser, und die Kiste füllte sich. Man brauchte noch nicht einmal die Nacht über draußen zu bleiben.

Klaasje kam hundemüde nach Hause. Seine Hände hatten Miße, und seine Füße taten ihm weh. Beim Essen schlief er ein. Dann trug ihn die Mutter ins Bett.

Nein, Klaasjes Zukunft lag nicht auf dem Wasser. Er war zu schwächlich, um seinen Brüdern helfen zu können. Oft lehnte er am Rand von „Hörst du“ und träumte der Enttäuschung und der Wit waren in seinen Augen.

Dann kam Onkel Willem zu Besuch. Der besah in Neuhof ein Geschäft mit dem Schild: „Ne olde Dutch Dering“. Hier wurden Fische, Schmeer Käse, Konserve, Gewürze und Kaffee verkauft. Onkel Willem, war alt und fangig. Er sah sich Klaasje an, suchte ihn vergebens durch ein schweres Rechen- exemplar in Verhütung zu führen; dann sagte er: „Den nehme ich mit! Zum Fischen ist er ja doch nicht nutz, zum Kaufmann aber nicht zu dumm.“

Klaasje jubelte auf. Deringe und Fische verkaufen bedeutete für ihn seinen völligen Verzicht auf die geliebte Meerestadt. Die Meeresluft überlängte den Abschiedsschmerz vom Züdersee.

Im Laden von Onkel Willem stand unter Glas ein schöner Dreimaßer. Ferner waren da noch viele bunte Muscheln, die an Sturm und Meerestöne erinnerten. Der Geruch der Deringe und Fische verführte ihn für Klaasje das angenehme Bild. Er gewöhnte sich rasch ein. Neuhof hieß ja früher einmal Neuhof, darum war man sozusagen daheim. Klaasje verkaufte mit sehr ernstem Gesicht seine gefangenen und geräucher- ten Deringe, die — wer weiß? — zu Lebzeiten sich gar im Züdersee gesammelt hatten.

Die Jahre gingen dahin. Klaasje hatte jetzt einen Lebenszweck entdeckt; zu arbeiten und so viel Dollars zu ersparen, um zu Hause am Züdersee als Rentner zu leben. ...

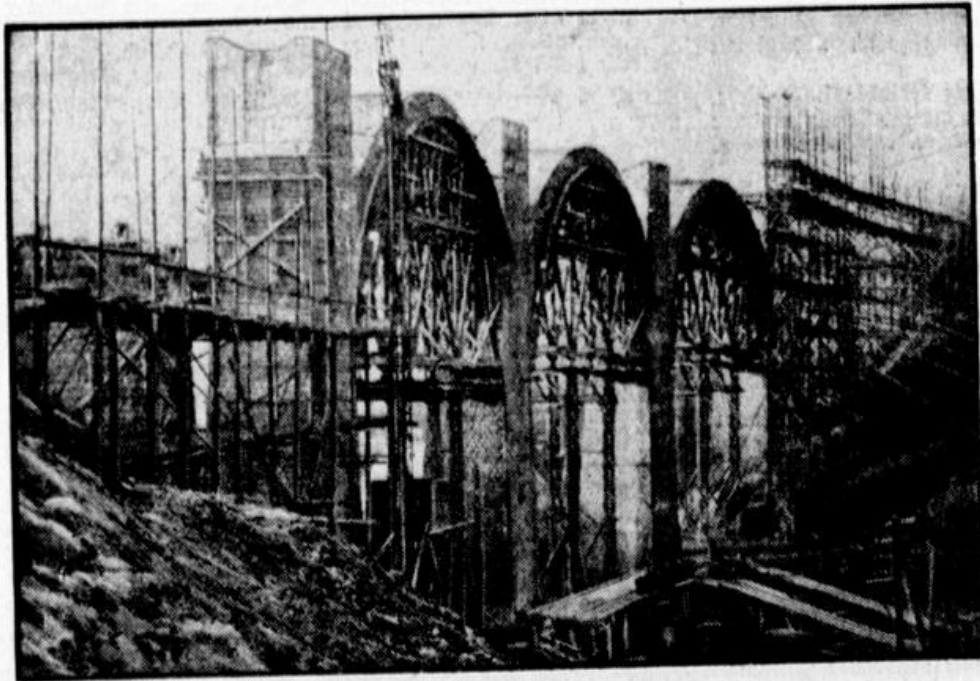
Dann kam ein schrecklicher Winter. Onkel Willem starb. Der Kummer wurde nur durch die Tatsache gemildert, daß Klaasje jetzt Besitzer des „Olde Dutch Dering“ geworden war. Einige Wochen später bekam er einen Brief aus der Heimat. Sein Vater teilte ihm mit, daß seine Mutter in die Ewigkeit eingegangen sei. Und nicht lange darauf, erhielt Klaasje ein Schreiben eines Notars, der ihm mitteilte, daß er kleineres seines Geburtshauses in Nieringen geworden sei. „Hörst du“ war in einer Sturmnacht im Kanal untergegangen mit Mann und Maus!

Klaasje hielt diesen Brief lange in der Hand, bevor er einer Entscheidung fähig war. An diesem Tage schämte er sich seiner Tränen nicht.

Und einige Wochen später kam auf einmal mit dem Nacht- autobus, ein kleiner, runder Herr in Nieringen an. Das war Klaasje. Er hatte sein Geschäft günstig verkauft und sogar den alten Dreimaßer Willems zu Gelde gemacht. Die kurze Schiffsreise war ihm wie eine Ewigkeit vorgekommen. Immer hatte er an Tod gestanden, sein Herz voller Freude auf das schöne Wiedersehen.

Das kleine Haus, das Bekannte verlor, hatte, war blank und lauter wie fest. Die alten Kupfergeschirre glänzten in der Küche, als ob die Mutter frisch gepußt hätte. Klaasje war es wie einem Menschen zumute, der erst gestern das Vaterhaus verlassen hat.

Nacht und Meer waren eins geworden. Nur ein einfaches Licht stand am Fenster. Wohl ein Schiff im Züdersee. ... „Das werde ich mir bei Tage betrachten“, dachte Klaasje und blies die Kerze in seinem Schlafzimmer aus.



Eines der interessantesten Bauwerke Deutschlands

entsteht bei Oberkirden im Zuge des Bahnbaues Tübingen—Aulendorf (Rheinpfalz). Die große Talbrücke überquert dort mit elf Bögen das Tal in beträchtlicher Höhe

Aber als am andern Morgen die Aufwartefrau kam, blieb sie erschrocken auf der Schwelle stehen, dann lief sie schreiend davon.

Klaasje kauerte mit starren Augen am Fenster und schaute und sammelte und sah ganz aus, als habe er den Verstand verloren. Denn — sein Züdersee war verschwunden! Das heißt, sie hatten ihn fein ausgetrocknet, schön geordnet und in herrliche Wiesen verwandelt, in denen gemächlich Viehherden grasten! Holland hatte sich eine neue Provinz erobert.

Von Dr. Karl Brenner.

Willen in Zoufflojn Tulo.

Vom Kaiserdorf zum Kinderdorf. — Das Bernsteinzimmer Friedrichs des Großen. — Im Salonwagen des Zaren.

Zarsoje Selo! Welche Erinnerungen an den Brunt des russischen Zarenhauses steigen auf. In den amtlichen Verzeich- nissen des heutigen Rußlands wird man allerdings vergeblich nach diesem klangvollen Namen suchen. Er besteht dort nicht mehr. Das Kaiserdorf ist inzwischen ein — Kinderdorf geworden. Zarsoje Selo heißt heute Detskoje Selo. Die ehemalige Som- merresidenz der letzten Zarenfamilie ist in eine Ortschaft um- gewandelt worden, die hauptsächlich von sieben Kindern bevöl- lert wird. Dennoch gemaht hier alles auf Schritt und Tritt an die einstige Herrlichkeit.

Schon der Anblick des gewaltigen Katharinen-Palais — ein Meisterwerk des italienischen Architekten Rastrelli — mit seinen Zwiebeltürmen, seiner mehrere hundert Meter langen Fassade wirkt stark auf den Be- schauer. Wer dort hineingeht, fühlt sich in eine Welt märchen- schöner Wunder verlegt. Er erle- ben die Parkanlagen, aus er- leuchten lausigen Holzarten aufeinandergeleitet, eine Flucht herr- licher, mit für unsere Begriffe überladenen Prunk ausgestatteter Säle, reiche goldene Decken- und Wandverzierungen, silberne Tapeten, die jetzt langsam zu verblasen beginnen, das Bernsteinzimmer — ein Geschenk Friedrichs des Großen! — schier unermessliche Schätze an Damast, Silber und chinesischem Porze- lan — das alles entzückt das Auge, zwingt zur Bewunderung.

In diesen Prunkräumen scheint die Zeit stillzustehen. Alles wirkt unberührt. Im großen Speisesaal findet man die Tafel noch gedeckt in einer berod ver- schlungenen S-Form, das Tisch- tuch in Rosetten-Faltung. Die Tafel trägt alles, hauchartes Porzellan und in ihrer Mitte einen silbernen, mit Diamanten verzierten Aufsatz, der sich selbst- tätig bewegt. Hier erinnert nichts an die Schrecknisse der Re- volutionszeit. Man muß schon zurückgehen bis zum Vortraum, wo zwei überlebensgroße Reliefs in sehr tendenziöser Form davon erzählen, wie einst im Zarenreiche die Bauern und Arbeiter zum Vorteil der Fürsten, Großgrundbesitzer und Popen ausgenutzt und ausgebeutet wurden.

Intimer in seiner Wirkung, mehr als die kalte, zum Teil überladene Pracht des Katharinen-Schlosses und des Peter- hofes mit seinen Wasserfontänen, die denen von Versailles an Schönheit gewiß nicht nachstehen, an das eigentliche Familien- leben der letzten Zarenfamilie gemahnt ist der erst in den Kriegsjahren 1914-17 erbaute Zarenpalast. Hier wohnte in des Wortes voller Bedeutung Zar Nikolaus II. mit der Kaiserin und den Kindern. Hier fühlten sie sich alle sicherer als in dem streng bewachten Winterpalast. In dem mit lichte- n, zitrönlernen Möbeln ausgestatteten Wohnzimmer der letzten Zarin liegen noch heute die Bücher und Heiligenbilder auf einem Tischchen, mit denen sie sich während der letzten Tage beschäftigte. Und in dem Schlafgemach der Zarin hängen über dem Kopfe ihres Brunnbettes zahlreiche Heiligenbilder, so daß es fast aussieht, als sei die Wand mit ihnen geradezu tapetiert worden.

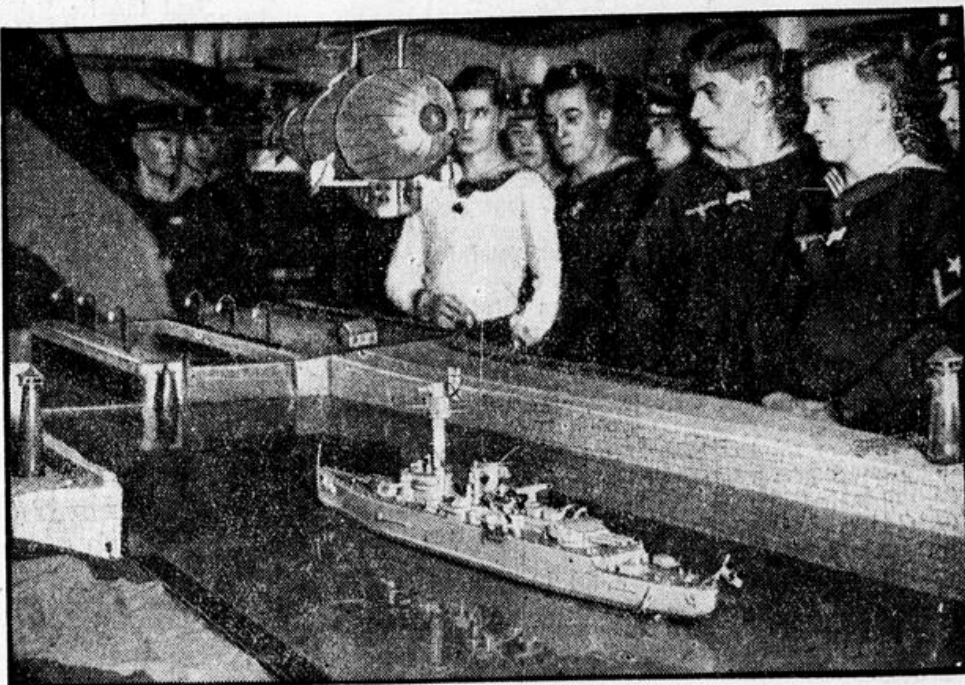
Daneben liegt das Kinderzimmer in rotem Filz ausgelegt. In der Mitte befindet sich eine — Kutschbahn für die Prinzen. Aufgebaut stehen dort noch die ersten Spielfachen des Zarenwitt- Ein Stubenautomobil steht dabei nicht.

Vor der Bibliothek des Zaren steht man auf sein Karten- zimmer, wo er sich oft stün- denlang mit wenigen getreuen Offizieren aufhielt und die Er- eignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen mit banger Sorge verfolgte. Noch stehen die Fahnen in den Landkarten, die der Zar eigenhändig zur Markierung der einzelnen Deeres- stellungen verwandte. In der Bibliothek selbst finden außer zahlreichen Büchern Bronze- naturgetreue und schimmernde Waf- fen vom einstigen Glanz des Hauses Romanoff. Man bemerkt das geräumige Badezimmer, in dem Nikolaus II. schwamm und turnte.

Geheimlich sind die im Park des Peterhofes aufgestellten Salonwagen der kaiserlichen Fa- milie. In ihnen befand sich der Zar in jener schicksalsschweren Nacht, als er verhaftet wurde. In diesem Zuge fuhr der Kaiser, nachdem er selbst den Ober- befehl über die russischen Truppen übernommen hatte, von einem Frontabschnitt zum anderen. Er selbst hat längst die Wagen

Klaasje, der schon um vier Uhr morgens mit kindlicher Freude am Fenster stand, um über dem Meer seiner Jugend die Sonne aufgehen zu sehen, hatte statt dessen Weiden, Häuser, Dämme und Straßen erblickt....

Das brach ihm das Herz. Sie haben ihn bald darnach tot aufgefunden. In der Hand hielt er noch eine der großen Seemuscheln umklammert, in denen, wie man sagt, der Gejang des Meeres lebt, der Seimat, die Klaasje verloren hatte.



Matrosen als Vassler.

Schwimmfähige naturgetreue Nachbildung des Panzerschiffes „Deutschland“. Das Modell haben unsere blauen Jungens an Bord des Schiffes während ihrer Freizeit hergestellt.

der in glücklicher Zeit einst dem Zaren aller Neffen dieses Ge- schenkt machen durfte? Auf diesem Fremdesnamen ruhte das Auge des Zaren, als er schweren Herzens seine Abbanfungs- urkunde unterzeichnete. Und schließlich landete der Besucher unter Führung einer englischsprechenden russischen Führerin in einem dümmrigen Raum, und hier erklärte die Sowjet- beamtin unter Bezugnahme auf den Zaren, als erzählte sie eine belanglose Geschichte: „And there he was executed!“ Hier also wurde der Zar hingerichtet! Wer aber waren seine Richter? In Zarsoje Selo schweigt alles, wenn ein neugieriger Fremder diese Frage aufwirft.

Feiertage sind nicht für Liebeshändel da.

Auch im Reich der Mitte, zum wenigsten in seinen größe- ren Städten, kennt man seit einer Reihe von Jahren den Be- griff der Sonntags- und Feiertagsruhe. Man macht davon aber teilweise nicht ganz den richtigen Gebrauch. Seit Mo- naten sind nämlich allsonntäglich in der Hauptstadt der Pro- vinz Szechuan, Tschengtu, erbitterte Gefechte zwischen Stu- denten und Soldaten an der Tagesordnung. Geht man der Sache auf den Grund, so liegen diesen Streitereien fast aus- nahmslos Liebeshändel zugrunde. Um nun für die Zukunft derartige Unregelmäßigkeiten ein für allemal auszumerken, ist der Stadtrat von Tschengtu auf einen geradezu genialen Aus- weg gekommen. Er hat nämlich kurzer Hand bestimmt, daß die verschiedenen streitenden Gruppen und die den Anlaß zu den Händeln gebenden jungen Mädchen einfach an verschiede- nen Tagen ihren freien Tag haben sollen. So feiern künftig die Angehörigen der militärischen Macht am Sonnabend, die Mäusenöhne wie bisher am Sonntag, und die jungen Mäd- chen, soweit sie im Berufsleben stehen, am Montag. Durch diese ebenso einfache wie sinnreiche Maßnahme, die den unge- teilten Beifall der Bevölkerung gefunden haben soll — auch der jungen Mädchen? — hofft man, die Ruhe gründlich wie- der hergestellt zu haben.

Seitdem er Tran gegessen hatte . . .

Eine seltsame Lebensweise hat der biedere Türke Pirfenti Ibrahim angenommen, seitdem er an der Küste des Eismeres gelebt. Er war als Kriegsgefangener dorthin gekommen und mußte an die zwanzig Jahre in jenen unwirtlichen Breiten verbringen. Da hatte er also Zeit genug, sich auf die Er- nährungsweise dieser kalten Zone umzustellen. Er lebte fast ausschließlich von Lebertran und anderem Fischfett. Und er fand bald heraus, daß man nur alle drei Tage zu essen brauche, um dennoch bei bester Gesundheit zu bleiben. Vielleicht schmeckte ihm auch der Tran gar zu widerlich. Und so wunderte sich denn der Wirt eines Gasthauses auf der Prinkipo-Insel bei Konstantinopel nicht wenig, als kürzlich bei ihm ein Mann auftauchte, der einen unglaublichen Appetit entwickelte. Pir- fenti Ibrahim — denn er war es — vertilgte alle auf der Karte verzeichneten Speisen. Er absolvierte das Verzeichnis dreimal hinauf und hinunter. Dazu nahm er drei Pfund Brot zu sich. Dem fragenden Wirt gab er bereitwilligst Auskunft. Er esse nur alle drei Tage. Dann aber um so kräftiger!



WRACK VOR CRAVERLEY

Roman in 24 Stunden ♦ Von Jefferson Farjeon



(20. Fortsetzung.)

Mit vernehmlichen Schritten ging Griddle durch den Flur. Napoleon lugte vorsichtig in den Flur hinein. Griddle konnte nur in den kleinen Raum verschwunden sein, in dem Fyne lag. Unhörbar, Schritt für Schritt, drückte sich Brandy an die offene Tür des Zimmers heran. Er konnte in Ruhe Griddle, der gänzlich unbekümmert zu sein schien, beobachten.

Der Alte war über Fynes regungslose Gestalt gebeugt. In der rechten Hand hielt er ein kleines Fläschchen. Napoleon hob das Gewehr. Wie ein Trompetenstoß zerriß sein Befehl die Stille des einsamen Hauses: „Hände hoch!“ Blitzschnell drehte sich der überumpelte Eindringling um. Langsam, ohne daß er seine Ruhe verlor, gingen seine Hände in die Höhe.

„Sie wollten ihn vergiften, Sie Verbrecher!“ rief Napoleon mit zornbebenender Stimme. „Was ist in der Flasche?“

Griddle lächelte und zuckte die Achseln. „Ich werde Sie schon zum Sprechen bringen, Sie alter Schurke. Halten Sie die Arme hoch, sonst ...“ Griddle hielt die Arme straff gestreckt in die Höhe. „Sehen Sie sich auf diesen Stuhl.“

Einen Augenblick zögerte der Alte, dann nahm er Platz. „So“, sagte Brandy überlegen, „ein Glück, daß es hier im Hause Waffen gab ...“ Und jetzt heraus mit der Sprache, Schurke!“

Griddle kniff ein Auge zu und zwinkerte mit dem anderen seinem Gegner boshaft zu.

„Was?“ brüllte Brandy, dessen Blut der Zynismus des Alten zum Kochen brachte. „Sie machen sich einen Zug aus der Tasche?“ Das Gewehr schlang in seinen Händen wie ein Pendel hin und her.

„Achtung!“ sagte Griddle. „Sie werden sich ins Bein treffen!“

Brandy riß das Gewehr an die Wange: „Wenn Sie nicht sofort gestehen, schreie ich.“

Griddle ließ resigniert den Kopf sinken. „Ich gehorche dem Zwange. Geben Sie, bitte, gut acht, was ich Ihnen zu sagen habe.“

Brandy's Augen weiteten sich in brennender Erwartung. „Los, Schurke“, donnerte er.

„Zunächst will ich Ihnen sagen, daß Sie ein Elend sind ... Zweitens, daß das Gewehr in Ihrer Hand nicht geladen ist.“

Brandy machte vor Schreck eine fache Bewegung, als hätte er sich auf Nadeln gesetzt. Dabei schnappte der Abzugshahn zu.

Aber es fiel kein Schuß. Stillschwebend ließ Brandy die Waffe sinken.

„Ich habe mir nämlich erlaubt“, fuhr Griddle fort, „gelegentlich eines früheren Besuches in diesem Hause die Waffe unschädlich zu machen, in der — wie ich jetzt sehe — weissen Voraussetzung, daß mit ihnen Unfug getrieben werden könnte.“

Napoleon war geschocken. Nur würde wohl Griddle seinen Revolver aus der Tasche reißen ...

„Ich bin in Ihrer Hand“, sagte er mit königlichem Anstand. „Bitte, lassen Sie Ihren verbrecherischen Instinkten freien Lauf.“

Langsam hand Griddle auf. Er entfaltete das Fläschchen und hielt es Napoleon unter die Nase.

Entsetzt sprang Brandy zurück. „Sie wollen mich betäuben, wie Sie den da betäubt haben!“

Griddle hielt sich selbst das Fläschchen ans Gesicht und roch daran. „Ganz im Gegenteil ...“

Jetzt wagte es Napoleon, an der Flasche zu schnüffeln.

„Kun? Erkennen Sie das Gift?“

„Kampfer!“ kam die stotternde Antwort.

„Alle Achtung vor Ihrem Scharfsinn“, bestätigte der Alte. „Nachdem Sie sich davon überzeugt haben, gestatten Sie mir, daß ich mich empfehle. Ich tue es beruhigt, da ich Mr. Fyne in guter Hut weiß.“

„Sie machen sich also aus dem Staub, Sie alter Teufel“, brummte Brandy niedergeschlagen. „Ich kann Sie leider daran nicht hindern. Nun, Sie werden schon den richtigen Galgen selbst finden!“

Griddle quittierte mit einer höflichen Verbeugung und wandte sich zum Gehen. —

Stimmen und Schritte klangen ihm im Flur entgegen. Der Sergeant und Morley traten mit einer Tragbahre durch die Haustür.

„Guten Morgen!“ grüßte Griddle und wollte weitergehen.

Der Sergeant ließ die Tragbahre fallen, kürzte sich auf den Alten, riß ihn zu Boden und legte ihm mit bewundernswürdiger Fertigkeit Handschellen an.

Ohne diese Szene eines Bildes zu würdigen, ließ Jessica Fyne an der Gruppe vorbei, gefolgt von Guy Haines und dem Arzt Dr. Darley.

Inzwischen hatte Napoleon seine Fassung wiedergewonnen. Der Lärm auf dem Flur kam ihm zu Bewußtsein. Mit Löwenstimme schmetterte er in die allgemeine Verwirrung: „Lösungswort!“

„Bern!“ klang es von der Haustür her, und Miß Haines hob den Arm hoch.

Griddle blieb eine Weile verblüfft auf der Erde liegen. Dann machte er Miene, sich zu erheben.

„Meine Herren“, wandte sich der Polizeibeamte an Morley und Brandy, „haben Sie die Freundlichkeit und tragen Sie Mr. Fyne zum Wagen. Ich muß mich Mr. Griddle widmen.“

Morley sprang zu dem Alten hin und half ihm auf die Beine.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Mr. Morley“, bedankte sich Griddle höflich. „Sie sind wirklich reizend.“

XXXII.

Eine interessante Unterredung

Mr. Fyne lag im breiten Bett seines Schlafzimmers im Vermaidhotel. Dr. Darley hatte die Untersuchung des Kranken beendet.

„Sie können ganz unbeforgt sein“, beruhigte der Arzt Jessica, deren Anblick sich aufhellte. „Mr. Fyne ist mit einem exotischen Mardotikum, dessen genaue Art ich nicht zu bestimmen mag, betäubt worden. Ich vermute, daß es sich um ein aus Indien stammendes vegetabilisches Gift handelt. Es gibt deren eine ganze Menge, und sie kommen einem in unserer Praxis sehr selten unter die Hände. Eine dauernde Gesundheitsförderung ist für Ihren Vater nicht zu befürchten. Ich hoffe, ihn in einigen Tagen wieder ganz auf den Damm zu bringen.“

Jetzt lächelte Jessica. Seit den acht Tagen, die ihr unbeschreibliche Qual verursacht hatten, kam zum ersten Male ihr Lächeln wieder vom Herzen. Helle Freudenstränen rannen ihr über die Wangen. Doch gleich malte sich wieder Erschrecken in ihren Zügen, als laute Stimmen und der Schall schwerer Männerfüße aus der Halle emporklirrten. — Die Expedition vom Wrack war zurückgekehrt.

Guy Haines war der erste, auf den Roots Blick fiel, als er durch die Tür kam.



„Hat man ihn glücklich eingefangen?“ fragte der Inspektor. Guy erstarrte ihm in knappen Worten Bericht. Wie ein Pfeil schoß Root die Treppe hinauf, um in Griddles Zimmer zu gelangen.

Der Sergeant, der den Alten bewachte, setzte ihm eben mit verschönerter Ueberredungskunst auseinander, daß nur eine einzige Tatsache die Richter zu milderem Spruch gegen überführte Verbrecher zu veranlassen pflege: Ein volles und reumütiges Geständnis.

Griddle nickte zustimmend. „Gut. Ich will gestehen, aber unter einer Bedingung: Bei meinem Geständnis müssen alle Gäste des Hotels anwesend sein. Ich liebe zahlreiches Publikum, wenn ich als Hauptperson auf der Bühne stehe.“

„Das wird sich schwer machen lassen“, erwiderte der Sergeant, über die ungewöhnliche Forderung verwundert. „Mr. Morley packt schon seine Koffer. Er erzählt mir, daß er die Aufregungen hier satt habe und jetzt, da alles geklärt ist, sofort abreisen wolle. In einer halben Stunde geht sein Zug.“

„Wenn nur ein einziger von den Gästen fehlt, werden Sie keinen Ton mehr aus mir herausbringen“, erwiderte Griddle entschlossen.

Inspektor Root riß die Tür auf. Der Sergeant trat vor ihn und meldete: „Mr. Griddle will ein Geständnis ablegen, aber nur in Gegenwart aller Hotelgäste.“

Der Inspektor machte eine gelangweilte Handbewegung. Dann sagte er kurz: „Sorgen Sie dafür, daß bis auf weiteres niemand das Hotel verläßt.“

„Das Spiel ist aus, Griddle“, begann der Inspektor, als der Sergeant das Zimmer verlassen hatte. „Luigi hat alles gestanden.“

„Was hat er gestanden?“ fragte Griddle interessiert. „Daß Sie ihn angestiftet haben, die Stelle als Kellner hier anzunehmen, nachdem Sie Anderson ermordet hatten. Nun — was sagen Sie jetzt?“

„Ich bedauere, Inspektor“, bemerkte Griddle höflich, „nicht früher darauf erwidern zu können, bevor nicht die Bedingung, die ich gestellt habe, erfüllt ist.“

„Wir werden ja bald wissen, was da wieder für eine Gaunerei dahinter steht“, brummte Root verdrießlich. „Ich garantiere Ihnen aber dafür, daß es Ihnen nichts nützen wird. Und mit Zeugnissen werden Sie auch kein Glück haben. Ihre Kompagnons, die Herren Smith und Joe, sind nämlich auch schon geschnappt.“

„So?“ sagte Griddle. „Ich machte mir, als ich vom Schiff ohne Ihre werte Erlaubnis ein wenig eilig aufbrach, wirklich Sorgen, wie die Sache ausfallen werde. Die zwei sind Ihnen also nicht entkommen?“

„Da wird Ihnen wohl schwer ums Herz?“

„Allerdings“, erwiderte Griddle, „wenn ich an Verchiedenes zurückdenke.“

Es klopfte an der Tür.

„Herein!“ rief Griddle zu Roots größtem Aerger. „Seyton trat ein.“

„Mr. Seyton“, begrüßte Root mit erhobener Stimme. „Sie waren der erste, der den Verdacht auf Griddle gelenkt hat. Sie haben bewirkt, daß die Polizei sich mit diesem Herrn genauer befahte. Durch Ihre scharfsinnigen

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

Beobachtungen und Ihre Kombinationsgabe haben Sie nicht wenig zur Aufklärung des Falles beigetragen. — Wissen Sie, Griddle“, wandte er sich an den Alten, „Sie sind eigentlich ein reizender Mensch. Ich glaube fast, daß uns mit Ihnen ein besonders guter Gang gegliedert ist. Sie dürften von den Polizeidirektionen einiger Staaten gesucht werden ... Man könnte Sie beinahe lieb gewinnen ... Jedenfalls gebührt Mr. Seyton der Dank der englischen Polizei ... Uebrigens beweise ich sehr, daß der Mann wirklich Griddle heißt.“

„Ich bin vollständig davon überzeugt, daß sein Name falsch ist“, bemerkte Leonard mit Bestimmtheit.

„Nun“, ließ sich der Inspektor wieder vernehmen, „man wird ja unseren Freund im Familienalbum von Scotland Yard zu finden wissen. Kaltstellere, daß er ein angesehener Fachmann in Versicherungsschwindelen ist.“

„Auch davon bin ich überzeugt“, meinte Seyton.

Griddle hörte die Hypothesen über sein Privatleben mit einem Gesichtsausdruck an, der zu sagen schien: Donnerwetter, seid ihr gut informiert! „Inspektor“, mischte er sich jetzt in die Unterhaltung, „ich will Ihnen viel Zeit ersparen. Sagen Sie mir gefälligst, was ich nach Ihrer Ansicht verbrochen habe, und als Reaktion verrate ich Ihnen meinen wirklichen Namen.“

„Was Sie verbrochen haben?“ Root lächelte ironisch. „Sie kennen sich wohl selbst nicht mehr aus?“

„Da haben Sie recht.“

„Ich beschuldige Sie, in Gemeinschaft mit Smith, dem Kapitän der „Britannia“, das Schiff zum Scheitern gebracht zu haben, um die Versicherungssumme einzustreken. Ich beschuldige Sie, den Schiffszwecker Microft ermordet zu haben, um das erschwundene Geld nicht mit ihm teilen zu müssen. Ich beschuldige Sie, den Kellner Anderson durch einen arrangierten Radunfall ums Leben gebracht zu haben. Ich beschuldige Sie, den Hotelier Fyne betäubt zu haben, um ihn ebenfalls zu ermorden ... Sie haben Ihren Kumpan Luigi an Andersons Stelle gesetzt ...“

„Ist das alles?“ fragte Griddle. „Ich bin in dieser Beziehung ein Pedant.“

„Nennen Sie jetzt Ihren Namen!“ fuhr Root auf.

„Keine Aufregung, Inspektor“, sagte Seyton besänftigend. „Mag er ihn für sich behalten. Ich kenne den wirklichen Namen dieses Burschen.“

Root drehte sich schnell Seyton zu. „Was? Sie kennen ihn? Woher? Und jetzt eben erinnern Sie sich?“

„Ja“, sagte Seyton bedauernd, „ich habe mich eben erinnert.“

„Mein lieber Mr. Seyton“, sagte der Inspektor mit auffallender Liebenswürdigkeit, „auch ich erinnere mich eben jetzt, daß ich Sie schon längst fragen wollte, wer Sie eigentlich sind. Kein Mensch hier kennt Sie. Sie mischen sich ungefragt und ungerufen in eine Kriminalangelegenheit, machen auf eigene Faust Erfindungen, stiften Verwirrungen an, wissen Dinge, die Sie eigentlich gar nicht wissen sollten ... Und nun kennen Sie sogar noch den wahren Namen unseres lieben Freundes Griddle. Sie haben doch nichts dagegen, daß ich das sehr merkwürdig finde.“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte Seyton. „Wollen Sie damit sagen, daß ich mit Griddle im Bunde bin?“

„Das gerade nicht ...“ zögerte Root. „Aber es ist verdammt auffällig, daß Sie so viel wissen ... Und ebenso auffällig, daß niemand weiß, wer Sie sind.“

„Es ist ebenso auffällig, daß es bisher niemandem einfallen ist, mich danach zu fragen.“

„Also ich frage Sie jetzt amlich: Wer sind Sie?“

„Ich bin der erste Prototyp der Liverpooler Schiffsversicherungs-A. G. Die „Britannia“ war bei uns versichert.“

Root nahm die Mütze vom Kopf und schäkelte sich mit ihr Kühlung zu. „Das erklärt noch immer nicht“, sagte er nach kurzer Verlegenheitspause, „woher Sie den Namen dieses schweren Jungen kennen.“

„Ich kenne ihn aus meiner Praxis.“

„Ein alter Versicherungsbetrüger?“

„Eigentlich nicht“, sagte Leonard lächelnd. „Mr. Griddle heißt De Lorm. Er ist der Chef unserer Geheimabteilung zur Untersuchung verdächtiger Versicherungsfälle.“

XXXIII.

Mr. De Lorm erzählt ...

Der Sergeant, der Root die Durchführung des erhaltenen Befehls melden wollte, kam nicht dazu. „Nehmen Sie Mr. De Lorm die Fesseln ab“, empfing ihn der Inspektor.

Root war von der Entwicklung der Dinge wenig entzückt. An Stelle seiner glatten Lösungen türmten sich neue Komplikationen auf. „Sie haben uns nicht übel mitgespielt“, sagte er mit erzwungener Ruhe zu De Lorm. „Darüber werden Sie noch Rechenschaft abzulegen haben. Wie kamen Sie dazu, die Behörde in so unverantwortlicher Weise irrezuführen. Wozu diese Komödie?“

„Ich habe keine Komödie gespielt. Sie werden doch nicht ernstlich behaupten wollen, daß ich Sie aufforderte, mich als Mörder und Betrüger zu verhaften?“

„Aber hier ... Mr. Seyton ...“, sagte Root gereizt.

„Ich habe Ihnen verschiedene Kleinigkeiten abgehört“, entgegnete mit aufrichtigem Bedauern Leonard. „Ich mache Ihnen den Vorschlag, die Debatte darüber vorläufig zu verschieben. Inzwischen kann Ihnen Mr. De Lorm einige wichtige Aufklärungen geben.“

(Fortsetzung folgt)

Unpolitische Chronik

Neu, 6. Januar 1935

Ungebrochene Tasse.

Also, nun haben wir ein neues Jahr angebrochen; über Ausichten und Einsichten ist soviel gesagt und geschrieben worden, daß wir es als ziemlich überflüssig erachtet haben, zu diesem Ereignis aus Eigenem noch einmal das Wort zu ergreifen. Wir haben in diesem Jahre wieder soviel Neujahrswünschen zur Verfügung gehabt, daß wir mühelos damit eine ganze Zeitung füllen können. Das ist nämlich offenbar jetzt die große Mode: selbst die kleinsten „Wirtschen“ lassen große Neujahrswünschen vom Stapel: der Vorsteher des „Vereines der Schmiedel- und Schmiedinnen“, der Ortsgruppenleiter des „Vereines ehemaliger Freimaurer“, und überhaupt alle, die etwas auf dem Herzen haben, verschicken Neujahrswünschen. Wir auf der Redaktion haben dann die Arbeit damit; wir haben nachher mit den Beleidigten und herumgeschlagen, warum und aus welchem Grunde wir diese oder jene Botschaft nicht aufgenommen haben.

Natürlich hat auch der noch so unpolitische Chronist Verständnis dafür, daß die maßgebenden Leute von den Spitzen der Regierung und auch die Verantwortlichen kleiner Gemeinwesen sich zum Neujahrstag äußern; das war schon immer so und das ist eben eine Art von Glückwunsch und Höflichkeit geworden, die beliebt ist. Aber die Form ist schon über die mögliche Form hinausgelaufen. Es ist zuviel; wir haben gezählt: 95 Neujahrswünsche mußten den Weg aller Papiere gehen; und das ist reichlich. Aber wir hoffen, daß unsere Leser nicht unter diesem Mangel gelitten haben.

Ohne ein solches Ueberangebot von Neujahrswünschen sind wir also in das Jahr 1935 hinübergeschlittert; ob wir das feierlich oder unfeierlich getan haben, das haben wir schon früher oft genug als eine Privatangelegenheit jedes einzelnen bezeichnet. Der eine macht gerne auf Silvester Rabau und führt sich entsprechend auf, der andere ist anders. Und das ist gut so; wir wiederholen das.

Was wir nachholen müssen hier beim unpolitischen Chronisten, das ist der Dank für die verschiedenen Glückwünsche aus nah und fern, die unserer Zeitung so „zwischen den Fellen“ zugegangen sind; wir danken also „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ für alles Gewünschte, und hoffen, daß das Gute und Mögliche davon in Erfüllung gehen möge. In diesem Sinne erheben wir uns noch einmal nachträglich von unseren Sinnen und Köpfen auf das Wohl der ganzen WZ-Familie einmal kräftig auf.

Hinsetzen!

Risik: „Seidlich, wie all sind Sie?“

Dieser Tage hatte ich einmal beim Gericht zu tun; das kommt schon einmal vor, wenn man auch noch so brav ist; dieses Mal war ich eigentlich als „Seh“mann dorthin; aber ich hatte — wie sooft — Glück! Es wurde eine Dame nach ihrem Alter gefragt; und die Dame wurde verlesen.

Donnerwetter, dachte ich, das hast du doch schon mal gehabt, das mit der Dame, die nach ihrem Alter gefragt wird; und da habe ich zu Hause in meiner „Telefonischen-Wappe“ gesucht, in der die Zeitungsausschnitte liegen. In dieser Wappe habe ich eine Art von Sammlung eingerichtet, eine Sammlung von Dingen, die besonders begabte Kollegen geschrieben haben. Dabei fand ich auch diesen Ausschnitt, der — glaube ich — aus der „Vossischen Zeitung“ — seligen Gedenkens stammt; dieser Ausschnitt erstreckt sich auf eine eigene diesbezügliche Abhandlung, die mir bestimmt nicht so gut gelingen würde, wie diese hier:

„Das Leben selbst — püßig, schweigen wir davon.“
Ob „Püßig“, „Seidlich“ oder die „Fliegenden“, ob das Witzblatt in Porto Alegre, ob das in Kottbus oder das in Shanghai — in jeder Nummer eines jeden finden wir diesen Witz, in Hunderten von Abwandlungen. Wie die Witzblätter so sind: sie reichen sich den Witz im Kreise herum, um die ganze Welt herum; „Püßig“ zitiert ihn aus den „Fliegenden“, aus den „Fliegenden“ zitiert ihn der Reppener „Muntere Ernst“, von dort zitiert ihn „Kille-Kille“ in Kristianstad, „Kuntuch Humorist“ übernimmt ihn, und bis zur nächsten Nummer des „Püßig“ ist es dann soweit, daß der Witz mit feinem Ernst als Neuestes vom Neuen aufgetischt werden kann. Woche für Woche. Denn gottlos erscheinen die Witzblätter nur einmal wöchentlich.

Der Witz aber geht so:

Nichter: „...“

Zeugin (verlegen): „...“

Es muß eine Menge Leute geben, die diesen Witz komisch finden. Sonst, nämlich, wäre den Witzblättern längst die Bude kurz und klein gehauen worden.

Trübselige Leute sind diese Witzblattredakteure, denkt der Justizchronist. Was wissen sie von den kausischen Humor des Lebens, den stürzenden Arabesken, die sich um todesnacktes Geschehen ranken, von den Graus und Blut manchmal aufspritzen. Wist ihr nicht, daß das Leben zu wild ist, um sich hinter zwei Doppelpunkte bannen zu lassen?

Während der Justizchronist sich solcherlei Gedanken hingibt, steht die Zeugin Gullmann in den Saal des Schöffengerichts gerufen. Fräulein Gullmann betreibt ein Konfitüregeschäft. Es sind ihr etliche Tafeln Schokolade gestohlen worden. Die Zeugin Gullmann soll aussagen, ob sie den Menschen da in der Kassegehrante wiedererkennt.

Fräulein Gullmann kommt herein. Sie trägt einen braunen Pelzmantel und Schuhe mit Absätzen, die sind wie jene Stäbchen, mit denen die Chinesen ihren Reis essen. Das gibt ihr den Gang einer Nachstelze. Aus ihren Augen glänzt die feuchte Unschuld eines Restkleins, indes die rührende Note schämiger Verwirrung auf ihren Wangen erblüht. So schreitet sie zum Zeugenstisch.

Nichter: „Zeugin, wie alt sind Sie?“

Zeugin (verlegen): „Ach, Herr Richter, ich — muß ich — ich bin siebenundzwanzig —“ (nach stichlichem Seelenkampf): „Ich bin sechsunddreißig, Herr Richter.“

Der Chronist denkt, ihn rührt der kalte Schlag.

Wie, was? — Fräulein Gullmann ist die Dame aus dem „Püßig“, aus den „Fliegenden“, aus dem „Kuntuch Humorist“, aus dem Kristianstad, „Kille-Kille“, aus dem Reppener „Muntere Ernst“ ...“

Ein heiteres Gelächter springt aus dem Zuhörerraum auf den Gerichtstisch über. Fräulein Gullmann ist erkannt. Fräulein Gullmann ist die „junge“ Dame, die sich geniert, ihr Alter zu sagen.

Fräulein Gullmann, Sie sind erkannt, Sie sind die Dame aus dem „Püßig“, aus dem „Grinning John“, aus dem „Rach mit“ — Sie sind die Dame aus der Wäde!

Trübselige Kollegen vom heiteren Ernst verzehlet einem Chronisten, der sich anmaßte, das Leben zu kennen ...“

Nachmal's der Nordsterns wird der Nordstern.

„Sieber Herr Diaz“.

Betr. Verkehrsregelung schließe ich mich dem Einsender der „anderen Seite“ in Ihrer „Unpolitischen Chronik“ an. Auch ich muß 4 mal am Tage mit dem Fahrrad die Furtst. befahren und muß feststellen, daß der (und die) Radfahrer das Stiefel in der Verkehrsordnung ist.

Besonders das Straßenpflaster vom Bahnhof bis Josefstraße ist sehr schlecht. Auf dieser Strecke muß das Fahrrad seine ganze Stabilität unter Beweis stellen. Die Nordstern bittet um Abhilfe!

Auf der neuen Zufahrtstraße zur Neuffer Rheinbrücke, vom Oberweg bis zur Gabelung, wird der linke Bürgersteig, der fast am Bahnkörper der Straßenbahn entlang führt, nicht von Fußgängern benutzt. Dieser Bürgersteig ließe sich doch ganz gut zu einem Radfahrweg umarbeiten. Die Radfahrer hätten dann auf dieser gefährlichen Strecke mehr Schutz und der Autofahrer braucht sich hier nicht über seinen „Todesfeind“ zu ärgern. Auch ließe sich an der Haltestelle der Straßenbahn „Neuffer Brücke“ ein schmaler Bürgersteig anbringen, wie jenseits des Rheines unser „holber“ Nachbar Düsseldorf auch angelegt hat.

Auch die Straßenbahn ist vor einiger Zeit dazu übergegangen, den Erwerbslosen Fahrgeldermäßigung zu gewähren. Vor kurzem mußte ich nach Düsseldorf fahren und wollte als langjähriger Erwerbsloser davon Gebrauch machen. Dort wurde ich mit folgender Begründung des Schaffners abgewiesen: „Nur die Düsseldorfster Erwerbslosen Bewohner haben auf allen Linien die Ermäßigung. Das sei eine Abmachung zwischen der Stadt Düsseldorf und der Rheinischen Bahngesellschaft. Es laufen doch auch unsere Straßenbahnwagen auf dieser Linie. Auch haben wir ein gutes Teil (wenn ich nicht irre, prozentual mehr als Düsseldorf) an der neuen Brücke und Straße finanziell beigetragen. Warum werden wir als Menschen 2. Klasse behandelt?“

Die besten Jungs von der Welt.

Da wir den schnellsten Läufer der Welt kennen, den besten Mann und das schnellste Pferd, da wir überhaupt die besten, Größten, Tüchtigsten, Lautesten aller Kategorien, die es überhaupt auf der Welt gibt, mit besonderen Zeitungsnachrichten auszeichnen pflegen, selbst wenn der Superlativ durchaus zweifelhafter Natur ist (was ist es denn schon für ein Ruhm, der größte Fels der Welt zu sein?), so haben wir allen Grund, von einer Leistung Kenntnis zu nehmen, mit der der höchst ehrenvolle Titel „Beste Hausfrau der Welt“ verbunden ist.

Vor einiger Zeit fand in der ungarischen Hauptstadt ein überaus lehrreicher Wettbewerbs statt, auf Grund dessen es festzustellen galt, wer die beste Hausfrau der Welt ist. Die Konkurrenz war von fast allen Ländern Europas besetzt worden (unter anderem hatte sich auch eine junge Deutsche gemeldet) und hat vom ersten Tag an in der Öffentlichkeit großen Widerhall gefunden.

Von dem Ausschuss ist nun offiziell das Ergebnis bekannt gegeben worden. Die erste Preisträgerin ist eine junge Ungarin, ein Fräulein Maria Dvanffy, die von den 600 Wertungspunkten, die bestenfalls erreichbar waren, 571 geschafft hat. Mit diesem Sieg hat sie das Recht erlangt, sich als „die beste Hausfrau der Welt“ zu bezeichnen, was in dem Diplom ausdrücklich bestätigt wird.

Zweiter und dritter Preisträger waren eine Rumänin und eine junge Belgierin. Unsere deutsche Landsmännin lag lange Zeit an aussichtsreicher Stelle und hatte alle Chancen, sich mit

Glanz aus der Affäre zu ziehen. Dann ist ihr bekanntlich am vierten Tag das Unglück passiert, daß ihr der Kuchen, der ein richtiges Meisterwerk werden sollte, anbrannte. Dieses Pech hat sie dann so deprimiert, daß ihr von nun an nichts mehr richtig gelang. Trotzdem hat sie bis zum letzten Augenblick tapfer weiter mitgemacht.

Der Wettbewerbs wurde nicht nur im Kochen ausgetragen; alle Hausfrauenpflichten mußten erfolgreich produziert werden und sich beurteilen lassen. Und wir wollen hier nicht verschweigen, daß wir die Siegerin mindestens in die Rangliste der Weltrekorde einrangieren würden, wenn die Sportler dort überhaupt Platz für solche Leistungen hätten; jedenfalls muß man Maria Dvanffy aus Ungarn allerhand Achtung bezeugen; und wenn es überhaupt noch vernünftige Männer auf der Welt gibt, dann müßte ein riesiges Gerenne einsetzen, um dafür zu sorgen, daß Maria die längste Zeit Fräulein geblieben ist. So was müßte vom Fled weg geheiratet werden. Auch die Deutsche mit dem angebrannten Kuchen ist hohen Lobes wert; schon allein wegen ihres Mutes, sich um den Titel zu bewerben. Nicht viele werden so mutig sein.

Uffpblomg des Krings.

Dieser Tage las ich in einer Zusammenstellung der „United Press“ die man unbedingt wissen muß:

„Gelegentlich des Jahrestages des Waffenstillstands, der den Weltkrieg beendete, hat der Völkerverbund eine schätzenswerte Aufstellung der Opfer und Kosten angefertigt, die dieses furchtbare Armageddon forderte. Danach sind:

10 Millionen Menschen gefallen, 19 Millionen Menschen verwundet, 7 Millionen Menschen verstümmelt worden; 9 Millionen Waisen und 5 Millionen Witwen zurückgelassen; 10 Millionen sind von Haus und Hof vertrieben worden.

Die gesamten Kriegskosten belaufen sich auf die unvorstellbare Summe von zehn Trillionen französische Franken.

Wollte der Tod eine Parade seiner Weltkriegsopfer abnehmen; so würden diese, in Bataillonskolonnen formiert, 81 Tage und 81 Nächte brauchen, um an ihm vorbeizumarschieren; Würden sich die Kriegesgefallenen aller Nationen die Hände reichen und eine Kette bilden, so müßte diese um den halben Erdball gehen.“

Soweit die Notiz der „United Press“; einen Kommentar braucht man dazu nicht zu schreiben.

Diaz

Ein idealer Gatte.

Viele bekannte und unbekannte Lustspiele und Romane singen das Loblied auf den idealen Gatten, der seine Lebensgefährtin auf den Händen trägt und — wie man früher sagte — für sie durchs Feuer geht. Und wie sieht es in der rauhen Wirklichkeit aus? Ach, so nüchtern und grausam ist sie gar nicht, wie so mancher Nörgler wohl behauptet. Es gibt auch heute noch ideale Gatten. Nur daß diese Tatsache nicht so oft an die Öffentlichkeit kommt, wie sie es eigentlich verdient. Um so mehr ist es Pflicht des gewissenhaften Chronisten unserer Tage, des wackeren Mister Reno Oliver zu gedenken, der sich da kürzlich im fernen Denver für seine teure Gattin geopfert hat. Er hatte mit ihr, die den schönen Namen Myrtel trägt, eine Fahrt im Kraftwagen gemacht. Und sie war die Führerin gewesen. Leider hatte sich dabei ein Unfall ereignet. Der Wagen des Ehepaares stieß mit einem anderen zusammen. Und Frau Myrtel Oliver wurde vor Gericht geladen. Angeklagt des rücksichtslosen Rasens, und zwar im Zustande der — Betrunktheit. Als die Verhandlung begann, war die Dame jedoch nicht anwesend. An ihrer Statt erhob sich der Gatte und erklärte, die Angeklagte sei wegen Krankheit am Erscheinen verhindert. Darauf richtete der Richter an den Ehegatten die Frage, ob er bereit sei, an ihrer Stelle die verwirkte Strafe auf sich zu nehmen. Alles lautete gespannt. Richter Piden ist nämlich landauf landab dafür bekannt, daß er angetrunkene Autofahrer dazu verdonneret, Riknusöl zu trinken. Das ist eine für europäische Begriffe recht ungewöhnliche Strafe. Aber Reno Oliver, der ideale Gatte, hat sie auf sich genommen und den bitteren Reiz des Leidens bis zum Grunde geleert. Die Ehre der Männerwelt ist wieder einmal für eine Weile gerettet.

Weil er einen Tag zulange arbeitete ...

Daß die Arbeit nichts einbringt, kann man leider nicht selten feststellen. Daß sie darüber hinaus auch noch von Schaden ist, das hat kürzlich ein armer amerikanischer Polizeiergeant am eigenen Leibe erfahren müssen. Joe Patach war eine Weile auf Urlaub gewesen und hatte den Dienst wieder aufgenommen. Aber die Tätigkeit muß ihn doch nicht sonderlich zugesagt haben. Denn als die ersten 24 Stunden herum waren, reichte er sein Abschiedsgehalt ein. Er hatte übrigens das pensionsfähige Alter erreicht. Und nun wollte er gern wissen, wie hoch sein Ruhegehalt sein würde. Man eröffnete ihm, während seines Urlaubes seien die Gehälter und Pensionen herabgesetzt worden. Das für seinen Grad in Frage kommende Dienstentkommen gabe man von 200 auf 170 Dollar ermäßigt, die Pension, die ja die Hälfte beträgt, von 100 auf 85 Dollar. Da er, Joe Patach, nach seinem Urlaube nun noch einen Tag gearbeitet habe, werde sein Ruhegehalt von der Neuregelung betroffen. Wäre er im Anschluß an die Ferien sofort in den Ruhestand getreten, so hätte er sich noch einer Pension in Höhe von 100 Dollar erfreuen dürfen. So muß also der arme Polizeiergeant zu seinem Kummer feststellen, daß er schwer bestraft worden ist, weil er einen Tag zuviel gearbeitet hat. In jedem Monat werden ihm dafür 15 Dollar vom Ruhegehalt abgezogen.

Das Glück der Mütter - Gesunde Kinder - die Zukunft der Nation!

Deutschland braucht für seinen Fortbestand jährlich zwei Millionen Lebendgeburt, das sind auf je tausend Einwohner rund 30 Neugeborene oder auf je tausend Frauen zwischen 15 und 45 Jahren rund 125 Neugeborene jährlich. Im Jahre 1933 betrug die Geburtenzahl noch nicht eine Million. Es waren auf je tausend Einwohner noch nicht 15 Neugeborene oder auf je tausend Frauen zwischen 15 und 45 Jahren weniger als 60 Neugeborene. Der Fehlbetrag macht also, trotz der spürbaren allgemeinen Geburtenzunahme in Deutschland, noch mehr als die Hälfte der notwendigen Mindestgeburtenszahl aus. Dieser Fehlbetrag muß aufgeholt werden, wenn Deutschland als Nation fortbestehen soll!



Wie lang soll das gesunde Kind sein?
In der Säuglingsfürsorge werden die Kleinen regelmäßig untersucht



Unter lebenspendendem, ultraviolettem Licht
wachsen die kleinsten Erdenbürger heran
übertrifft Deutschland mit seinen 11,2 Hel-
raten.

Diese gewiß sehr erfreuliche, ansteigende Linie der Eheschließungen in Deutschland darf aber nicht zu einem Trugschluß verleiten: es geht damit nicht unbedingt gleichlaufend eine Erhöhung der Geburtenziffern! Die Geburten des Jahres 1933 lagen beispielsweise noch unter dem Jahresmittel des Vorjahres — die statistische Ziffer fiel von 15,2 Lebendgeborenen je tausend Einwohner auf 14,7 Lebendgeburt. Und es darf kaum als Trost gelten, daß das Ausland die gleiche Bewegung in viel stärkerem Maße zeigt.

1934 brachte uns allerdings schon im ersten Vierteljahr 13,8 vom Hundert mehr Lebendgeburt, als die gleiche Zeit des vorangegangenen Jahres. Auf tausend Einwohner wurden 17,2 Kinder im Vergleich zu 14,7 im Jahre 1933 geboren. Am stärksten wirkte sich die Geburtenzunahme in den Städten aus, die durchschnittlich ein An-

In welchem Maße in Deutschland seit Beginn des neuen Reiches der Mut zur Ehe und der Glaube an das Familienleben gewachsen sind, bezeugen uns am klarsten die nüchternen statistischen Zahlen: Das erste Vierteljahr 1933 brachte den tiefsten Stand der Kurve der Eheschließungen mit durchschnittlich nur 5,8 Eheschließungen auf tausend Einwohner. Mit dem zweiten Vierteljahr setzte die Zunahme ein — 9,7 Eheschließungen auf tausend Einwohner — und der Anstieg setzte sich fort bis zum letzten Vierteljahr, wo die Kurve 13,5 Eheschließungen im Durchschnitt anzeigte. Mit dem Jahresmittel 1933 ist dadurch ein außerordentlicher Vorsprung vor dem des Vorjahres gewonnen: 9,7 Eheschließungen auf tausend Einwohner im Vergleich zu 7,9 Eheschließungen des Jahres 1932! Ja, dieses Jahresmittel übertrifft sogar die Ziffer des Jahres 1913: 7,8 Eheschließungen auf tausend Einwohner!

Diese Zunahme der Heiratsfreudigkeit, die sich im Jahre 1933 um 24 Prozent im Vergleich zum Vorjahr gesteigert hatte, setzte sich auch im Jahre 1934 fort. Schon das erste Vierteljahr brachte 8,5 Eheschließungen pro tausend Einwohner. Damit steht Deutschland an der Spitze der Heiratsstatistiken der Nationen — erst in einzigem Abstand folgen Polen und die Tschechoslowakei mit 8,3 Ehen je tausend Einwohner, sowie England und Frankreich mit 7,7 und 7,6 Eheschließungen. Selbst Italien hat nur eine Durchschnittsziffer von 5,7 Eheschließungen zu verzeichnen. Nur Litauen



In treuer Hut
Wenn Mutter arbeitet, sind die Kleinen und Kleinsten wohlversorgt



Ein Glückskeks
Drillings sind nicht so selten, wie man häufig annimmt

wachsen um 22 Prozent verzeichnen konnten. Aber auch diese Ziffern dürfen nicht täuschen: selbst mit einer noch höheren Zunahme an Geburten hätten die deutschen Städte die Geburtenziffern der kleinen Gemeinden und des Landes nicht erreichen können! Obwohl Berlin eine Geburtenzunahme von 55 Prozent verzeichnen konnte!

Die aufsteigende Bevölkerungsbewegung in Deutschland erfährt eine Unterstützung auch durch den Rückgang der Sterblichkeit. Die Säuglingssterblichkeit ist besonders herabgemindert worden, dank der vorzüglich durchgeführten Fürsorge für die Neugeborenen, die sich immer breiteren Boden erobert. Da auch die übrigen Sterbefälle stark nachgelassen haben — 3,5 je tausend Einwohner im Jahre 1933 im Vergleich zu 4,3 je tausend Einwohner im Vorjahr — ist eine tatsächliche Bevölkerungszunahme zu verzeichnen. Sie betrug im Jahre 1933 etwa 225.000! Die Ziffer scheint nur enorm, sie schrumpft aber zur Bedeutungslosigkeit zusammen, wenn man sie mit der des Jahres 1913 vergleicht: 833.800!

Wie erklärt sich diese Erscheinung? Wir dürfen das Zusammenwirken von Zunahme der Eheschließungen, Geburtenzunahme und Sterblichkeitsrückgang im Augenblick nicht überschätzen, da sich jetzt noch die überhöhten Sterblichkeitsziffern des Weltkrieges auswirken. Es sind jedoch vorzeitig große Lücken in die Jahrgänge gerissen worden, deren Sterblichkeitsziffern nun heute geringer erscheinen. Die Überalterung der Nation ist klar zu erkennen. Sie wird erst mit aller Kraft in Erscheinung treten, wenn wieder eine „normale“ Sterblichkeitsziffer erreicht ist. Bis zu diesem Zeitpunkt müßte die Grundlage des Volkes erheblich verstärkt werden — nach Berechnungen von Bevölkerungstatistikern sollte im Reich eine Geburtenzunahme um 45 vom Hundert, in den Städten um 70 vom Hundert einfließen, um die Nation in ihrem Bestand zu erhalten.

Mehr Ehen, mehr Kinder, ist also nach wie vor die Parole. Nach welchen verantwortungsbewußten Grundrissen dabei vorgegangen werden muß, lehrt uns die neue

Zeit auf eindrucksvolle Weise. Ein abschreckendes Beispiel falscher Bevölkerungs-politik bietet uns im übrigen der Nachbar im Westen.

Frankreich hat gewiß bevölkerungs-politische Sorgen. Seine Volkszahl ist bereits seit Jahrzehnten stabil, ja jetzt sogar rückläufig, und wird daher von anderen Nationen überflügelt, die hierdurch ein natürliches Übergewicht erhalten. Auch für das letzte Berichtsjahr mußte wiederum bekannt gegeben werden, daß die Geburten um 40.000 zurückgegangen seien und daß bereits in 60 Departements die Sterbeziffer die der Geburten überstiege.



Das Kind im Brutapparat
Die allzu zarten Säuglinge erfahren diese beson-
dere Pflege

Frankreich tut manches gegen diesen biologischen Verfall. Es hat anerkanntswerte Familienkassen ausgeschrieben, lassen geschaffen, die durchaus gut arbeiten und die in vielen Ländern zum Vorbild genommen werden. Rund 3,4 Millionen Arbeitnehmer und etwa 100.000 Betriebe sind diesen Kassen angeschlossen, und die verteilten Ausgleichsbeträge belaufen sich im vorigen Jahre auf 565 Millionen Franken. Der Erfolg dieser Zuschüsse ist durchaus erkennbar. In den erfassten Familien lag die Geburtenrate um 53 v. H. höher und die Kindersterblichkeit um 68 v. H. niedriger als im Durchschnitt der übrigen Bevölkerung.

Geselligkeit im eigenen Hause zu pflegen, ist überall auch mit geringen Kosten möglich. Ohne seine Gäste ungenügend zu bewirten, ist es nicht unbedingt erforderlich, nur Weine und Liköre vorzusetzen. Die Hausfrau selbst kann eine Menge verschiedener Getränke herstellen, die jedem Geschmack genügen. Wenige dieser Rezepte sind bekannt, und es ist von besonderem Wert, die verschiedenen Zubereitungsarten kennenzulernen. Beyer-Band 275 „Getränke selbst bereitet — mit und ohne Alkohol“ zeigt, wie man Limonaden, Selterswasser und Obstweine herstellt, wie Fruchtlast eingekocht, wie gemixt wird, wie Pünche und Bowlen gebraut werden. Außerdem erfreuliche Eisgetränke und für Feinschmecker Liköre, Cocktails und Coddlers. Die Getränke, die vielfach zur praktischen Fruchtverwertung Gelegenheit geben, enthalten größtenteils keinen oder nur wenig Alkohol. Ausgezeichnete Abbildungen ergänzen und schmücken das reichhaltige Fest-

* MODE UND HEIM *

Launen der Mode



Büschel für die Braut

Besonders anmutig, stark und schön soll die Braut der jungen Braut sein. Schlicht und überstimmend, in licht getönter Wascheide ist die Garnitur — Büstenhalter, Schürzer, Hemd und Unterkleid —, die eine zierliche Handstickerei zeigt und eine mit Handstichen aufgesetzte, applizierte Seidenschleife. Man wählt dazu entweder eine kräftigere Farbe des Waschestoffes oder einen zarten Kontrast: lachsfarbene Wascheide, lichtblaues Band.

Fast wie ein Kleid ist das Nachtkleid mit dem spitzenbesetzten Schallteil und angeduckten Flügelärmeln gearbeitet. Sehr hübsch ist das Nachtkleid, das die Schultern frei läßt und mit zwei Seitenbändern gehalten wird, wie auch der Gürtel durch ein gleiches Band dargestellt wird. Das Material dieses Nachtkleides, zu dem ein ähnliches oder gleichartiges Bettjäckchen gehört, ist leichte Seide, mit gepunkteter Handstickerei. Der Morgenrock ist schlicht und wirkt durch sein frohes Material: Chintz!

Fünfzig Worte Schönheitspflege

Ein gutes Gesichtspflegemittel, besonders, wenn man schnell gut aussehen möchte, ist radiumhaltige Schlammerbe. Man bekommt sie in Drogerien. Für die einmalige Behandlung braucht man ungefähr zwei Teelöffel voll, die man mit lauwarmem Wasser anrührt und dann auf das Gesicht pinselt. Die Masse erstarrt sehr schnell und bleibt ungefähr zehn Minuten auf dem Gesicht. Dann wäscht man sie mit lauwarmem Wasser herunter und behandelt das Gesicht in der gewohnten Weise weiter. Oester als zweimal wöchentlich ist diese Prozedur nicht vorzunehmen.

Eufalyptusöl leistet uns sowohl in der Schönheit, wie in der Gesundheitspflege wertvolle Dienste. Es hat eine belebende und anregende Wirkung auf die Haut. Es sollte aber niemals unverdünnt zur Verwendung kommen, da es dann bei harter Haut zu Reizungen kommen kann. Will man es als Faltenglättter anwenden, so kauft man beim Drogeristen ein Fläschchen reines Parafinöl und läßt sich ein paar Tropfen Eufalyptusöl darunter mischen. Für Kompressen rechnet man auf 1/2 Liter Wasser einen halben Teelöffel voll.

Wann zeigt sich der Charakter?

Die Handschrift des Kindes

Nicht nur berufsmäßige Graphologen, auch zahlreiche Lehrer, denen die Beobachtungsmethoden der Handschriftdeutung ganz fern liegen, haben die Feststellung gemacht, daß Kindhandschriften bereits alle Merkmale tragen, die auf psychogene (seelische bzw. charakterliche) Ursachen deuten. Wenn auch für gewöhnlich noch in ganz unausgebildeter Form. Da jedes Kind, wenn es schreiben lernt, zunächst völlig von der Aufgabe erfüllt ist, sich die Buchstabenformen durch Nachahmen einzuprägen, dann allmählich erst das Bedürfnis nach individuellem Ausdruck im Schriftbild mitwirken läßt, so ist in den Kinderjahren, also in der Zeit, in der sich der Formstimm erst durch Vergleichen mit Vorbildern „reifer“ Schriften entwickelt, noch nicht von einer ungehemmten „automatischen“ Schreibbewegung zu sprechen. Aber trotzdem sind selbst in den ausgeprägten Schulschriftformen eigene Züge unverkennbar — Schriftbild und Anfänge zu besonderer Buchstabenverbindung etwa.

Wie sich schon bei den VTC-Schülern erste Anfänge zu einer Entwicklungstendenz in der Richtung zu zwei klar voneinander zu unterscheidenden Gruppen von Schreibenden zeigen, darauf weist u. a. der Londoner Graphologe Sautel hin. Die eine Gruppe beispielsweise zeichnet einen kleinen waagerechten Strich, den der Lehrer an die Wandtafel zur Nachbildung vorgezeichnet hat, nur einmal, um dann daran herumzufortzieren, ihn zu verlängern oder Doppelstriche dazu zu fügen usw., während die andere Gruppe der Aufforderung des Lehrers, lustig immer von neuem den Strich zu versuchen, nachkommt und darauf loschreibt, ohne sich durch das erste Mißlingen kleinmütig machen zu lassen. Auch bei Erwachsenen sind beide Gruppen, nennen wir sie einmal die Selbstvertrauenden und die innerlich Unsicheren, an Schriftmerkmalen klar zu unterscheiden.

Achtung Hausfrau!

Bunte Platte für Teefest

Gefüllte Tütchen. Zutaten: 5 Eiweiß, 100 Gramm geschälte, geriebene Mandeln, 150 Gramm Zucker, einen Eßlöffel Butter, einen Eßlöffel Vanillezucker.

Zum feingehackten Schnee gibt man die übrigen Zutaten, streicht die Masse auf ein mit Wachs gefettetes Blech dünn auf in Plättchen von 10 Zentimeter Durchmesser, backt sie in heißem Ofen rasch braun und dreht sie noch warm zu Tüten, die bei Gebrauch mit Schlagjähne oder Creme gefüllt werden.

Doppelpflägen. Zutaten: 115 Gramm Butter, 100 Gramm Zucker, 200 Gramm Mehl, 65 Gramm geriebene Mandeln, Vanille und Gelee oder Marmelade.

Die Zutaten werden gut vermengt und durchgemischt, dann wird der Teig so dünn als möglich ausgerollt und in runden Plättchen bei mäßiger Hitze goldgelb gebacken. Man bestreicht den Boden eines Plättchens mit Marmelade oder Gelee und legt ein zweites Plättchen darauf. Es kommt nun darauf an, durch farb- und formhohle Glasuren die Oberfläche möglichst bunte, phantastische Doppelpflägen entstehen zu lassen.

Deutsche Frau in Afrika

Farmerinnen, Krankenschwestern, Lehrerinnen und Hausgehilfinnen pflegen das Deutschtum

Die deutsche Heimat weiß wenig von den Kämpfen, die die Deutschen in unseren ehemaligen Kolonien zu führen haben. Allein in Deutsch-Südwest, das unter dem Mandat der Südafrikanischen Union steht, sind mehr als 12.000 Deutsche ansässig. Ob ein Farmer vorwärts kommt, das hängt im wesentlichen mit von der Umsicht, Tatkraft und Energie der Frau ab, die meist ein Leben der Entbehrung und des Kampfes führen muß. Mehr als anderswärts braucht der deutsche Mann drüben die Frau, die ihm Gefährtin und Kameradin ist. An den Frauenbund der deutschen Kolonialgesellschaft gelangen oft Hilferufe der Farmer und die Bitte, eine geeignete Ehefrau nachzuweisen. Man beschränkt sich dann meist darauf, auf junge Mädchen, die auf entfernteren Farmen wohnen, hinzuweisen, oder auf solche, die als Krankenschwestern oder Lehrerinnen vor kurzem hinübergegangen sind. In Deutsch-Südwest macht sich derzeit geradezu ein Frauenmangel bemerkbar. Oft bitten auch Farmer, die sich in Platz befeht, Ästen mit Wäsche und Einrichtungsgegenständen wurden hinübergeschickt. Im Schülerheim (Südo) sind 20 Kinder aufgenommen. Schülerheime und Schulen sind der Stützpunkt des Deutschtums im Auslande. Die Oberrealschule in Lüderichsbucht umfaßt 116 Schüler. Lüderichsbucht war der erste Ort, in dem die deutsche Jugend sich organisierte als Jugend- und Pfadfindergemeinschaft. Die deutsche Oberrealschule in Lüderichsbucht ist mit allen modernen Lehrmitteln ausgestattet, ein großer Physiksaal ist vorhanden, ebenso Filmapparate, Radio, eine große Schülerbibliothek. Die Jugend wird bis zum Abitur ausgebildet. Eine deutsche Werkstätte ist angehängt, die in allen Handfertigkeiten unterweist, damit der zukünftige Farmer sich auf seiner Farm selbst helfen kann.

Auch in Ostafrika haben unsere Farmer schwer zu kämpfen, denn die Ergebnisse der Kaffee- und Tee-Ernte müssen zum Teil noch abgemartet werden. Auch hier ist der Frauenbund zu Hilfe gekommen. Das Schülerheim Deutschland verlobt haben, den Frauenbund, sich der Braut anzunehmen. Ist das Geld zur Überfahrt nicht vorhanden, trägt der Frauenbund die Kosten. Die Einreiseerlaubnis für Stellungsuchende hingegen ist von der Mandatsregierung außerordentlich erschwert, eine Hinterlegung von 800—1000 Schilling ist erforderlich. Hilfskräfte, die gern in unsere Kolonien wollen, melden sich zur Genüge. Leider haben die Farmer nicht die Mittel, sie zu bezahlen, obwohl dringender Bedarf schon herrscht. In den langen Jahren der Dürre ist in Südwest viel Vieh verhungert, der Absatz ist ungeheuer erschwert, weil die Diamanten- und Kupferminen zum größten Teil stillgelegt worden sind. Lüderichsbucht, die deutschste Stadt, hat am meisten gelitten.

Der Frauenbund der deutschen Kolonialgesellschaft tut alles, um den Deutschen ihren schweren Existenzkampf zu erleichtern. Im Winter 1933/34 mußten dennoch 60 Kinder ohne Schulbildung bleiben, weil die nächsten Schulen tageweise entfernt und die Farmer nicht in der Lage waren, ihre Kinder in eine Pension zu geben. Der Frauenbund baute Schülerheime und trägt auch zum großen Teil die Kosten oder gibt einen Zuschuß für die Schüler. In Karibib wohnen bereits 20 Kinder im Kinderheim; in Otjenzongo ist das Haus bis auf den letzten

in Ostafrika umfaßt 27 Tisassen; die Schule, die in schönster Höhenlage von 1500 Metern liegt, wird von 30 Kindern besucht. Die Singschule umfaßt 34, die Schule in Lupembe 40 Schüler, 38 wohnen im Schülerheim; 27 erhielten Freistellen vom Frauenbund.

In Südwest war die Gitterjugend die stärkste Stütze im Kampf für die deutsche Sache. Leider erfolgte vor kurzem ein Terrorakt der Mandatsregierung. Der deutsche Jugendführer wurde aus dem Lande ausgewiesen, die gesamte Organisation für Deutsch-Südwest verboten. Aber die deutschen Jungen werden sich durch kein Verbot vom Deutschtum trennen lassen.

Gesteigerte Wohnfreude.

Es gibt Menschen, die es verstehen, mit ganz einfachen Mitteln ihr Heim so gemächlich und nett zu gestalten, daß jeder Besucher sich darin wohlfühlt. Die Kunst, schön zu wohnen, ist also nicht in erster Linie eine Geldfrage, sondern vielmehr eine Angelegenheit des Willens um die Möglichkeiten der Raumaussattung. Sehen wir uns die Räume, die uns gut gefallen, einmal auf-

merksam an, so finden wir immer, daß das Licht dabei eine große Rolle spielt. So wie man es am Tage durch die Fenster einströmen läßt, so weiß man auch am Abend durch die elektrische Beleuchtung jene ruhige und freundliche Stimmung zu erzielen, die wir modernen Menschen so nötig haben.

An Hilfsmitteln für diese Steigerung der Wohnfreude durch Licht ist kein Mangel: es gibt geschmackvolle und dabei recht billige Leuchten in großer Auswahl aus allen erdenklichen Materialien, aus Bronze, Messing, verchromt, aus Holz, Glas, Galalith, mit Schirmen aus Seide, Glas, Pergament, Papier — kurzum, für jeden Geschmack und für jeden Geldbeutel ist gesorgt.

Gerade darin liegt nämlich zum großen Teil das Geheimnis guter Heim-Beleuchtung, daß man durch Stand- und Tischleuchten in „gemütlichen Ecken“ stimmungsvolle, freundliche Lichteffekte erzielt und die Stellen im Raum gut erleuchtet, wo man besonders deutlich sehen will. So steht auf dem Schreibtisch eine zweifachige Leuchte, die die ganze Arbeitsfläche bestrahlt, ohne daß das Auge geblendet wird. Im Schlafzimmer finden wir nette, praktische Leuchtelemente entweder auf den Nachtschrankchen oder am Kopfende der Betten; rechts und links vom Spiegel, am Toiletentisch und an der Flurgarderobe verbreiten Wandleuchten ein gleichmäßiges, angenehmes Licht und sorgen dafür, daß wir uns auch richtig besehen können. Überall spendet uns die Glühlampe die Wohltat guter Beleuchtung und macht damit unsere Wohn- und Lebensfreude.

Ihr juristischer Berater

Quittungen ausheben!

Es ist unbedingt ratsam, sich alle Quittungen sorgfältig aufzuheben, bis zu dem Zeitpunkt, an dem die Forderung, wenn sie noch beständig, verjährt wäre. Man sichert sich dadurch im Prozeß die günstigere Beweisstellung, da die Quittung die Vermutung begründet, daß die Forderung getilgt sei. Uebrigens hat die Hausfrau einen Anspruch gegen alle Lieferanten auf Erteilung einer Quittung, sobald sie bezahlt hat. (BGB. § 368.)

Die Frau und das Ehrenkreuz

Nicht allein für die Kämpfer, sondern auch für die Hinterbliebenen unserer Kriegshelden wurde dieses Kreuz bestimmt, also auch die Frauen, die den Gatten oder Sohn gegeben haben, dürfen dieses Kreuz anlegen. Vielfach sind die Wege, auf denen man diese Auszeichnung erlangen kann, unbekannt. Wir geben die für Frauen wissenswerten Artikel der Stiftungs-urkunde bekannt:

Artikel 1: Zur Erinnerung an die unergänzlichen Leistungen des deutschen Volkes im Weltkrieg 1914—1918 stiftete ich ein Ehrenkreuz für alle Kriegsteilnehmer sowie für die Witwen und Eltern gefallener, an der Verwundung oder in der Gefangenschaft gestorbenen oder verholener Kriegsteilnehmer. Artikel 5: Das Ehrenkreuz wird nur auf Antrag verliehen. Die Eltern oder Witwen, die das Andenken ihres Sohnes oder ihres Gatten auf diese Weise ehren wollen, müssen daher bis spätestens zum 31. März 1935 einen Antrag auf Verleihung des Ehrenkreuzes bei der Ostafrikanischen Landesregierung einreichen.

Geschichte Raumaufteilung

eröffnet auch der Kleinwohnung die Möglichkeit, den verschiedensten Zwecken zu dienen, ohne die Raumbeschränkung als peinlich zu empfinden. Die fensterlose Ecke des großen Raumes wird ausgenutzt als Verwandlungsraum für doppelten Zweck: Schlaf- und Esszimmer. Die Betten werden am Morgen in den Bettkästen unter der Matratze versteckt, die Polster in die mit den Couchbezügen übereinstimmenden Hüllen geklopft, die Ecke nimmt ein guter Beleuchtungskörper und ein Abstellstischchen ein, das für zwei Leute auch als Nachttisch dient. Eine schöne Abgeschlossenheit gewinnt der Raum, wenn man am Fußende der einen Couch das flache Bücherbrett aufstellt.

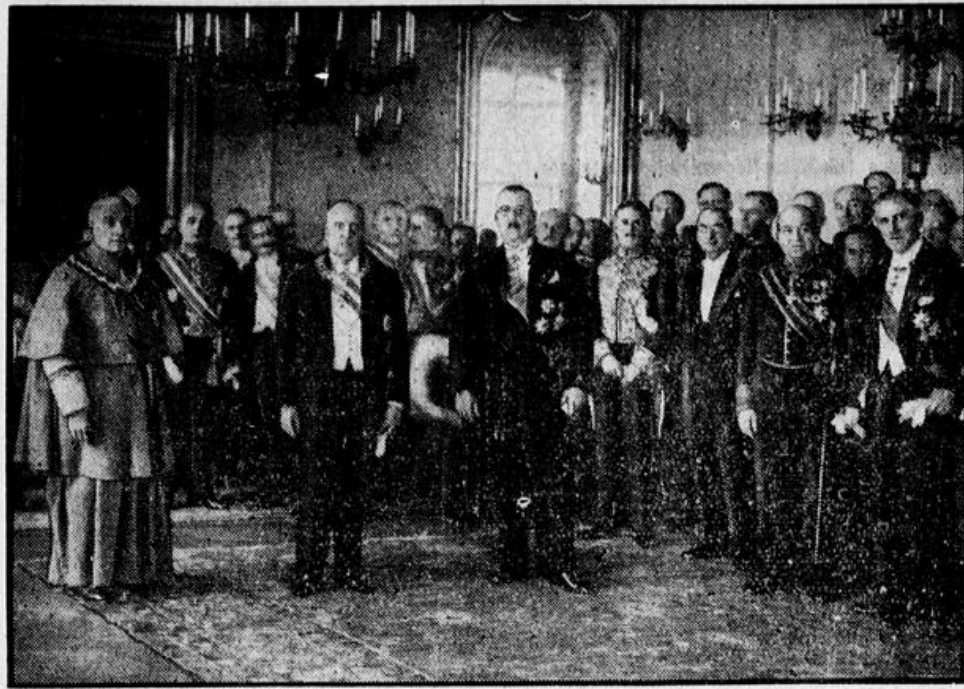
Daneben ist durch einen Sessel eine Ausruhecke geschaffen, die für die Hausfrau noch durch ein Blumenbrett am Fenster oder einen Nähstisch ergänzt wird. Auch der Hausherr hat sein eigenes Plätzchen an der gegenüberliegenden Wand, mit behaglichem Sitzmöbel, Rauchstisch und Leselampe.

Praktisches Heim

Drei Räume in einem!



Bilder aus aller Welt



Neujahrsempfang beim österreichischen Bundespräsidenten.

Am Neujahrsmorgen wurde das gesamte Diplomatische Korps durch den österreichischen Bundeskanzler Dr. Miklas empfangen. Ganz links der päpstliche Nuntius Erzbischof Dr. Sibylla; weiter nach rechts Bundespräsident Dr. Miklas; Außenminister Baron Bergr-Waldenegg; ganz rechts der deutsche Sondergesandte von Papen.



Der Neujahrsgruß der Wehrmacht an den Führer.

Eine Kompanie des Wachregiments nahm vor der Reichstanzlei Aufstellung und überbrachte dem Führer und Reichkanzler den Neujahrsgruß der Wehrmacht. Unser Bild zeigt den Führer beim Abbrechen der Front, rechts Stadtkommandant Generalmajor Schaumburg.



Kroatenführer Dr. Maciel amnestiert.

Dr. Mato Maciel, der Führer der kroatischen Bauernpartei in Jugoslawien — Nachfolger — wurde jetzt nach zweijähriger Haft amnestiert.



Ost und West auf dem Eise.

Die indische Prinzessin Shanta Devi von Baroda mit ihrer europäischen Eisläuferin auf der spiegelglatten Eislaufbahn von St. Moritz.



Originalbild vom Besuch der „Karlsruhe“ in Rio de Janeiro.

Als der deutsche Kreuzer „Karlsruhe“ auf seiner Weltreise in den Hafen von Rio de Janeiro einlief, wurde er von der brasilianischen Bevölkerung begeistert begrüßt. Der deutsche Gesandte Schmid-Elstorp gab dem Kommandanten und den Offizieren einen Empfang, an dem auch der brasilianische Kriegsminister General Gomes Monteiro (2. von links) und der brasilianische Marineminister Admiral Protogenes Guimarães (2. von rechts) teilnahmen. Kommandant Luetjen und den deutschen Gesandten sieht man in der Mitte.

Bild unten:

Nur noch wenige Tage!

Auf Grund des Verbotes von Flaggen und politischen Emblemen im Saargebiet während der Zeit der Vorbereitung auf die Abstimmung wird am Torsschild der Deutschen Front in Saarbrücken das Latenzkreuz schwarz verhängt.



Bild links:

Ohnehaltfahrt von der Saar zur Memel.

Die Brüder Aufermann (Eisen), die durch ihre Saharafahrt bekannt geworden sind, starteten in Saarbrücken zu einer Ohnehaltfahrt quer durch Deutschland. Unser Bild zeigt das Fahren während der Fahrt, mit dem man jeden Zeitverlust zu vermeiden sucht.



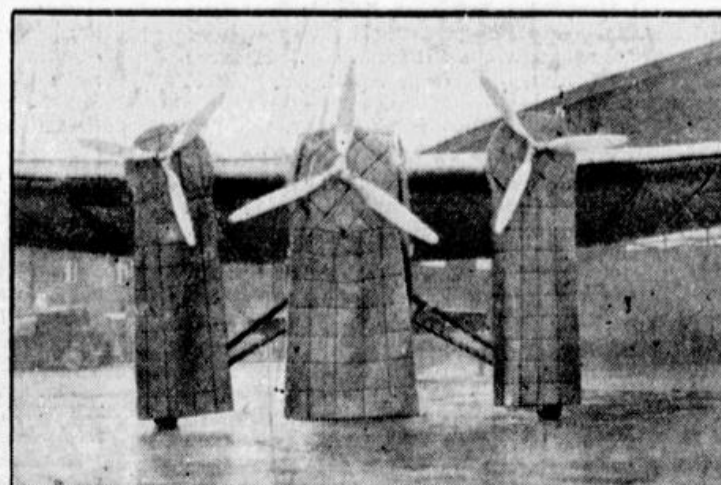
Max Grube

Der ehemalige Koffschaffpieler, Spielleiter und Intendant des Meininger Landestheaters, Geheimrat Max Grube, einer der letzten Meiningen, ist am Weihnachtsfeiertag im Alter von 81 Jahren in Meiningen gestorben.



Dr. Trendelenburg Stellvertreter des Präsidenten Dr. Guder.

Staatssekretär i. e. R. Dr. Ernst Trendelenburg, Berlin-Dahlem, ist vom Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht als Stellvertreter des Leiters der Reichswirtschaftskammer bestellt worden.



Flugzeugmotoren im Wintermantel.

Eine Spezialvorrichtung der Derulust zum Vorwärmen der Motoren bei Kälte. Derulust (der deutsch-russische Luftverkehr) besteht jetzt über 12 Jahre und vermittelt den Flugdienst im Schnellverkehr zwischen dem Westen und dem Osten Europas.



Werner Beumelburg,

Funkleiter der Olympischen Spiele. Der Intendant Werner Beumelburg wurde vom Reichsfunkdeleiter im Einvernehmen mit dem Reichssportführer mit der Funkleitung der Olympischen Spiele 1936 und mit diesbezüglichen Vorarbeiten betraut.

Spielplatz der Jugend

Kennt ihr schon

Lex und Lix und Lix?

Nein? Dann betrachtet einmal
Hier diese drei
Und ratet, wer das ist.
Der Alexander, genannt Lex,
Der ist ein echtes Jungsgewächs.
Der Felix aber, genannt Lix,
Sitzt rechts von ihm im Winterwisch.
Der dritte im Bund
Ist Lix, der Hund.
Recht wohl bekannt
Im ganzen Land
Rufst du die drei umher,
Als wenn das gar nichts wäre,
Dann kommt die Sonne herauf,



Wacht Lix die Freunde auf,
Und bald geht's mit Geheul
Im leichten Schlitten schnell
Bergauf und auch bergab
Dahin im schnellen Trab,
In Schnee und Sonnenschein
Ins weite Land hinein.
Und schnallt Lex Bretter an,
Wie zieht der Zug ihn dann!
Und Lix spielt manchmal Reiter
Mit Zug — den Himmel das heiter.
Recht lustig-froh
Verbringt man so
Die schöne Winterzeit
Bergnügt in Dreifachheit.

Was bekam jeder geschenkt?

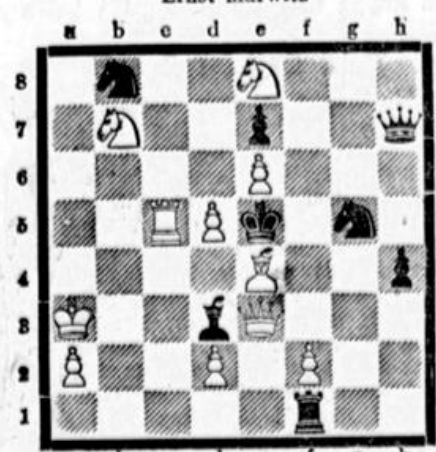
Denksportaufgabe

Es war ein lustiges Leben und Treiben unter dem Weihnachtsbaum. Die zehn kleinen Vettern und Basen, die am 1. Feiertag zusammen gekommen waren, mußten mit allen Spielsachen ihr Glück versuchen und der Teddybär hatte schon ein Bein verloren.

Nun saßen sie um den großen bunten Teller auf dem Teppich herum und erzählten sich gegenseitig, was Weihnachten ihnen Schönes gebracht hatte. Sie machten daraus aber ein Rätselraten, das war so, daß jeder einen Satz sagen mußte, in dem irgendwie in den Worten versteckt das Geschenk genannt werden mußte. Wir wollen euch nun die zehn Sätze wiederholen und ihr werdet hoffentlich auch erraten, wie die guten Gaben alle hießen.

Schachaufgabe

Ernst Marwitz



Matt in zwei Zügen

Kontrollstellung. Weiß: König a 3, Dame e 3, Turm e 3, Springer b 7, e 8, Läufer e 4, Bauer a 2, d 2, d 3, e 6, f 2 — Schwarz: König e 5, Dame h 7, Springer b 8, g 5, Läufer d 3, Bauer e 7, h 4, Turm f 1.

Der „Menschenfreund“

In einem Dorf waren zehn Scheunen ein Raub der Flammen geworden. Ein reicher Mann erbot sich, die Scheunen wieder aufbauen zu lassen, wenn man ihm für die erste Scheune 10 Pfennig, für die zweite 20 Pfennig, für die dritte 40 Pfennig und für jede folgende das Doppelte geben wollte. Wieviel hätte er erhalten?

Silbenrätsel

Aus den Silben

a — arch — be — burg — flo — hup — dah
— dau — bi — drud — e — e — ef — en —
en — fel — ga — gau — gus — in — fan —
— fan — fan — fi — ma — mum — mum —
men — men — nau — ne — ne — no — ra —
— ri — rid — ro — sa — fan — ta — tau —
te — te — te — the — tiv — tor — um

Sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Kant ergeben. (h ein Buchstabe.)

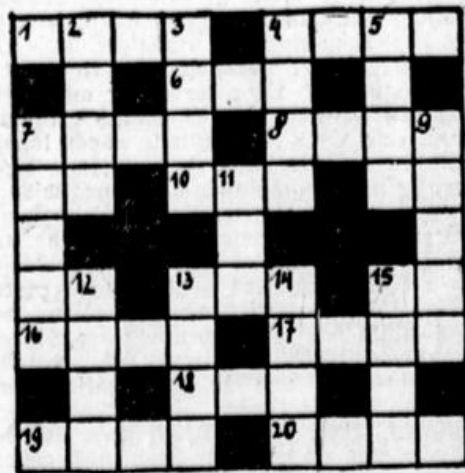
1. Herbstblume
2. Schwung, Schneid
3. großer Lärm
4. Stadt in Westpreußen
5. soviel wie tatsächlich
6. römischer Kaiser
7. Wüstenwind
8. prächtige Blume
9. geistliches Musikstück
10. Gebetsruf
11. Titel d. Könige v. Absinthien
12. Schiffsbefehlshaber im alten Sparta
13. diplomatisches Schriftstück
14. Land in Asien
15. Metallverbindung d. Chlors
16. Vogel
17. Liebhaber
18. drucktechnisches Verfahren
19. feines Gebäud
20. Teil des Mundes

Ein bißchen Kopfzerbrechen

Welche Zahl gibt, um ihr Dreifaches und ihr Fünffaches vermehrt, 99?

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. französische Festung, 4. Abgott, 6. Hühner, 7. Stadt in Böhmen, 8. Nagetier, 10. Lebensgemeinschaft, 13. alkohol. Getränk, 16. spanischer Fluß, 17. Stadt in Westfalen, 18. böhmischer Reformator, 19. Wehrmacht, 20. Schornstein.



Senkrecht: 2. weiblich. Vorname, 3. Feldbahnwagen, 4. Biene, 5. Musikwerk, 7. Schüler, 9. Jagdgruppe im Großen Ozean, 11. wichtiges Futtermittel, 12. eine der Gezeiten, 13. Binsenpflanze, 14. Bezeichnung der Kunst, 15. Gewürz.

Aufgaben aus voriger Nummer

Schachaufgabe

Lösung: Springer g 8 — e 7

- Wenn Schwarz Th 6 X Sf 6, dann d 2 — d 4 matt.
Wenn Schwarz Ke 5 X Sf 6, dann D g 1 — d 4 matt.
Wenn Schwarz S d 1 — e 3, dann D g 1 — a 1 matt.
Wenn Schwarz L h 5 — e 8, dann Sf 6 — g 4 matt.
Wenn Schwarz L h 5 — f 3, dann Sf 6 — d 7 matt.

Eine Mauer und zwei Mauern
A. 36 Tage, B. 45 Tage.

Silbenrätsel

1. Rinio, 2. Neger, 3. Gofin, 4. Maier, 5. Klemmer, 6. Norwegen, 7. Duplikat, 8. Juna, 9. Sojus, 10. Technikum, 11. Weiden, 12. Döfing, 13. Kuchel, 14. Spektre, 15. Equi-page, 16. Jukon, 17. Negligé, 18. Gektro, 19. Mediziner, 20. Tropen. — Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Kommissar, 8. Ema, 9. Udo, 10. Österreich, 14. Ariel, 15. Gier, 16. Venn, 17. India, 20. Neumünster, 23. Gier, 24. Ali, 25. Eplanade.

Senkrecht: 2. Opus, 3. Meter, 4. Sture, 5. Mat, 6. Georginen, 7. Röhengrin, 11. Tarim, 12. Rinde, 13. Elvas, 18. Rubel, 19. innen, 21. Ufas, 22. Land.

„Stich mal den schönen Kreis, Ellen, den ich gepostet habe!“
„Drüben fließt der breite Strom, Peter, von dem ich dir erzählt habe.“

„Diese Aufhänger sind sehr groß; in sonniger Lage trägt der Aufhänger viel zartere Früchte.“
„Mein neuer Anzug ist ganz aus Leder; Strumpf und Hemd aber sind aus Wolle.“

„Wir haben eine große Fuhre Holz bekommen.“

„Neulich haben wir die Herden eintreiben.“
„Für eine Truhe ist der Behälter zu schmal; Kasten müssen richtig feststehen.“

„Wir wollten eigentlich nach Berlin, nun aber reisen wir erst Ostern.“
„Wir blieben den Nachmittag auf der Alb, um noch eine schöne Aussicht zu genießen.“

„Dieser Kringel schmeckt doch am besten!“

Goggylo!

Eine böse Sache von Felix Niemästen.

Eines Tages ist dir so, als wäre dir wie. Aber das macht nichts. Nur am folgenden Tage ist dir schon wieder so, als wäre dir wie, und nun gehst du mißgestimmt zu dem Manne, der Medizin studiert hat, und denkst, daß sei so eine kleine innere Betriebsstörung, eine Sache für drei Tage oder, wenn es schlimmer kommt, für acht Tage. Das paßt dir gar nicht, das kommt sehr unangelegen für den nächsten Sonntag, es paßt weder für deine Theaterkarte noch für den Verein, es paßt überhaupt, je mehr du an die Sache denkst, immer schlechter.

Der Mediziner tut dieses und jenes mit dir. Zu Anfang lächelt du gutmütig und gelangweilt, aber dann siehst du mit einem Schreck, der ganz plötzlich hochgeschossen kommt, daß er den Spaß nicht mitmachen will. Der Mann ist entschieden unzufrieden, zu dem kann man ja gar nicht gehen. Da! Und jetzt siehst er dich an, so eiskalt und streng, daß dein Herz vor neuem Schreck einen Hops nach hinten macht. Deine Aufmerksamkeit ist jetzt sehr geweckt, du siehst ihn an wie das Kaninchen den Fgel, und nun nimmt er den Klemmer von der Nase und sagt dir..

Verdammt ist das!

Und dabei scheint die helle Sonne ins Fenster hinein, gestern erst hast du ein gutes Schnitzel gegessen, alle Welt lebt doch noch und geht ihren Varrheiten und ihren Geschäften und ihren Vergnügungen nach wie immer — Das t a n doch nicht stimmen, was der da behaupten will!!

„Also, da hilft nur noch eine schleimige Operation.“ Teufel! Teufel!

Und er setzt dir das auseinander, er erläutert dir gütig daß und wie er demnächst an deinem irdischen Leichnam herum-schneiden wird, und bei alledem geht die Stube mit dir immerzu im Kreise herum, plötzlich hast du mit der Welt nichts mehr zu schaffen, deine Theaterkarte ist höchst albern geworden und dein Sonntag eine sehr blaße Nebenache, nicht für dich scheint die liebe Sonne, die stupide, harte Zahl auf dem Kalenderblatt erhält jetzt für dich die fatale Bedeutung einer Schicksalsnummer, du weißt schon, daß du diesen Tag nicht wieder vergessen wirst.

Ganz sicher hat der Mann auch recht, denn siehe, schon fühlst du dich elend und marode. Du trittst hinaus aus dem laujenden Karusel der Welt, alle anderen Leute sind sehr gesund und gehen ohne Erbarmen an dir vorüber, trinken ihr Bier, haben ihren Jörn (ein Jörn um nichts, das weißt du jetzt, und alle Menschen sollten lieber gut sein), und alles, alles geht dich nichts mehr an. In deinem Eingeweiden rührt sich die Seerkrankheit, du bist in Wahrheit ein erlebiger Mann. Es fällt dir weiter nichts ein, als daß du noch einen anderen Spezialisten fragen wirst, aber du hast schon selber keinen Mut mehr, als solche unheimliche Hoffnung noch zu glauben. Bisher war es doch immer so, daß nur die a n d e r e n es waren, die man im Krankenauto wegschaffte? Und mit einem Male du selber? Das wäre doch nicht in der Ordnung, derart, wie? Du selber!

Lieber Himmel, erlaube, das ist vielleicht ein Fehler in deiner Buchhaltung! Willst du nicht noch einmal nachsehen? Oder nachsehen lassen? Das kann doch nicht stimmen, das kann doch mein Konto nicht sein?! Und der Herrgott guckt noch einmal nach, schon aus Güte und Geduld, aber nein — es war natürlich kein Buchhaltungsfehler, und demnach bist du wirklich an der Reihe, du selber, sozusagen du persönlich.

Da gehst du mit, ohne Varn. Es hat gar keinen Zweck, nun erst noch großen Lärm zu machen.
Und der Arzt trempelt die weißen Marmel auf....

Die Großen der Erde in der Knecht

Kritik

Eines Abends ließ sich Saint Lambert aus einem neuerschienenen Buche vorlesen, das ohne Zweifel einige gute Gedanken enthält. „Sie würden mir verständlich gewesen sein“, bemerkte er, „wenn der Autor nicht den Drang gefühlt hätte, sie zu erklären.“

Viktor Hugo und die Geister

Im Hause der Frau de Jardin zu Versey nahm Viktor Hugo an den ersten spiritistischen Sitzungen teil, allerdings ohne sie besonders ernst zu nehmen. Er amüsierte sich und ließ sich erst langsam dazu bekehren, die Sache etwas ernster aufzufassen. Aufmerksam hörte er sich die Stimmen der geisterten Geister Chateaubriands und Racines an und auch die Dantes, Ariosts, Byrons und Shakespeares, wenn diese sich vernehmen ließen. Nur wenn sie ihre Verse rezitierten, konnte er nicht still bleiben und erlaubte sich jeweils, die Geister zu verbessern.

Ein Irrtum

Zur Zeit der Reifmoden erschien bei einem großen Empfang die Frau des englischen Konsuls in festlicher Aufmachung neben der Favoritin des Kaisers von Mexiko. Die Schöne betastete rauchend das Kleidermonster der Engländerin und fragte belustigt: „Bist du das alles selbst?“

Der Vorschlag

Heinrich der Zweite hatte beschlossen, Calais zu belagern. Er berief seine Vertrauten und legte ihnen die Frage vor, wer wohl der geeignetste General wäre, die Stadt zu besetzen. „Sire“, meinte Brusquet, der manches wagen durfte, „Sie können kaum einen begabteren Mann für die Eroberung ausfindig machen als den Parlamentsrat A.“ — „Warum gerade ihn, der doch gar kein Soldat ist?“ — „Aber er nimmt alles“, entgegnete Brusquet, „auf des Parlamentsrats Befehlschreiben an.“

Wasserstolz

Auf einer Reise von Hamburg nach Wolfenbüttel nahm Velling in einem Landstädtchen Aufenthalt, wo auch eine wandernde Komödiantentruppe mit ihrem Theatrischen eingelegt war. Die „Wasserstolzer“ — so nannte man in alter Zeit in Niederachsen die wandernden Schauspieler — erzählten von der Anwesenheit des großen „Komödiendichters“ und zeigten kleinlich in ihrem privaten Theateraal „Minna von Barnhelm“ dem Publikum vor. Velling wurde von einem Freunde gut zugeredet, der Vorstellung beizuwohnen. „Welcher Vater sieht nicht gern sein Kind wieder, wo es auch ist!“ — „Wenn er aber fürchten muß, es am Galgen zu sehen?“ entgegnete Velling.

Mißverständnis

„Alte Dame (zu dem neuen Hilfsprediger): „O, Herr Pfarrer, wir freuen uns wirklich über Ihre guten Predigten! Bevor Sie an unsere Kirche kamen, wußten wir tatsächlich nicht, was eine Sünde ist!“

In Schnee und Eis...

Kleine Wintersportfreuden



„Papa? Papa, wann trägt denn das Eis?“
„Normalerweise bei einem halben Meter Tiefe.“
„Und wann Tante eislaufen will?“



Der Skilehrer: „Welches ist die beste Bindung, Fräulein Lotte?“
„Die Ehe!“



Die Bergkälte oder der gefürchtete, losgelassene „Eisfängerling“



Der Eishoden-Champion in Zivil — und in „Uniform“...

Beraterlich

„Sie sehen ja so niedergeschlagen aus?“
„Ja, meine Frau ist sechs Wochen verreist gewesen.“
„Na und?“

„Ich habe ihr alle acht Tage geschrieben, daß ich abends immer zu Hause bin.“
„Und?“
„Jetzt ist sie wieder da und die Stromrechnung ist gekommen — zwei Mark vierzig.“

Feuchtschneefrische Dörfchenweisheit

Der bloße Gedanke macht kein Gedicht,
Es gilt in die rechte Form ihn fassen.
Der goldene Rheinwein mündet dir nicht,
Kreuzt ihn der Wirt in Kaffeetassen.

Es ist die Stregreifreieret
Der Molk vom Meise der Poesel.
Früh vom Fasse lobt man ihn,
Doch mag ihn niemand auf Flaschen zieh'n.

Beim Wein wie in der Poesie
Liebt' ich das Anonyme nie.
Stellt, mein' ich, wunderfellen viel
Hinter solchem Versteckenspiel.
Dum, eh' meine Hand zum Becher greift,
Sag' mir, wo sind die Trauben gereift;
Und ist dir gelungen ein gut' Gedicht,
Unterlag' mir die Etikette nicht!

Der Bücherfrank — darin sind alle eins —
Ist die Kellerei des Gedankenweins,
Und wer sich's irgend erlauben kann,
Legt gern sich einen Keller an.
Doch weiß ich manchen hier und dorten,
Der fällt auf Flaschen die teuersten Sorten.
Den Geisterwein aber bezieht er für —
Fünf Pfennige pro Woche Leihgebühr.

Gut

Unser Sophie hat eine schwere Hand. Da
gerbricht denn allerlei. Heute kommt sie strahlend
und sagt: „Da habe ich aber Glück gehabt,
Das Dings ist nur in zwei Teile gebrochen.“
„Glück, wie?“
„Haben Sie eine Ahnung, was das sonst für
eine Arbeit ist, all die Splitter aufzuheben?“

Beseidigung

Kurt: „Wasser, der eine Tasse aus meiner
Kasse hat gelagt, ich sehe genau so aus wie du!“
„Ja, und was hast du gelagt?“
„Gar nichts, er war mir zu groß.“

Schmiere

Ein großer, nervös aussehender Mann kletterte
in den Laden des Krämers in dem Dorf, in
welchem gerade eine fahrende Truppe ein Gast-
spiel gab.
„Geben Sie mir alle faulen Eier, die Sie
haben!“ forderte er.
„Ich pflege keine faulen Eier zu verkaufen“,
sagte der Krämer, „aber wenn Sie durst haben...“
„Ich muß aber alle haben, die Sie besitzen!“
„Ah, ich verstehe, Sie wollen sich heute abend
den „Hamlet“ ansehen gehen!“ erlaubte sich der
Krämer zu bemerken.
„Still!“ sagte der Fremde, nervös und auf-
geregt um sich blickend. „Ich bin Hamlet!“

Sport

„Unsere ganze Familie treibt Sport. Der
Vater fährt Motorrad, die Mutter spielt Tennis,
meine Brüder spielen Fußball, meine Schwester
hat ein Badminton, unser Jüngstes hat schon
ein Dreirad und meine Großmutter ringt.“
„Wa-a-a-a?“
„Die Hände.“

Höflichkeit

„Welche schmutzigen Finger du hast!“ tadelte
der Lehrer. „Was würdest du wohl sagen, wenn
ich zur Schule kommen würde, ohne vorher
meine Hände zu waschen?“
„Ich würde nichts sagen!“ antwortete der
Junge, „ich würde dazu zu höflich sein!“

Wald Feld und Heide

Weidmanns Heil 1935!

Wie in jedem Jahr gibt der Verlag
Paten, Berlin, auch diesmal wieder einen
mit zahlreichen Abbildungen und mannig-
faltigem Text aus berühmter Feder ver-
sehenen Abreißkalender heraus, der der
Jägerwelt, den Anglern und allen Natur-
freunden ein unterhaltender Begleiter im
Jahr 1935 zu sein verspricht.

Die neuen Jagdgesetze werden hier in
ihrer praktischen Anwendung behandelt, ein
ganzer Lehrkursus über die Waffen des
Jägers mit erklärenden Zeichnungen, die
Führung des Hundes verschiedenster Ge-
brauchsorten, ein Lehrgang für den Angler,
Beschreibungen unserer unbekannten Wild-
arten — alles findet sich auf den 160 Kunst-
druckblättern ebenso wie Beschreibungen
exotischer Jagdausflüge, des tropischen Groß-
wildes und Einfälle weidmännischen Humors.
Wir geben in folgendem Artikel eine Probe
dieses schönen Jägerkalenders...

Poesie des Weidwerks

Jagdhornblasen scheint erfreulicherweise
in den letzten Jahren wieder mehr gepflegt
zu werden. Jeder Jäger, insbesondere der
junge, sollte sich in dieser schönen, poesie-
vollen Kunst, die bei gutem Willen gar
nicht schwer zu erlernen ist, üben. Eine gut

geleitete Jagd, insbesondere Treibjagd, er-
hält noch einmal so viel Anreiz für alle Be-
teiligten, wenn nach altem, von unsrem Vor-
fahren ererbten Brauch die Jagdsignale die
einzelnen Treiben begleiten. Wie erhöht es
die allgemeine Stimmung, wenn morgens
bei Ankunft der Schützen „Begrüßung“ ge-
blasen wird, oder wenn vorher das „Weden“
oder das „Hohe Weden“ die Jäger aus den
Federn lockt! Dann „Anblasen“, „Aufmun-
terung“, „Sammeln“, „Zum Essen“ usw. —
es liegt schon ein Stück prächtiger, herz- und
sinnerfüllter Poesie in diesen klaren, hellen
Jagdsignalen! Oder der Jäger auf stiller,
einsamer Wildbahn, dem es endlich gelungen,
das edle Stück Schalenwild nach langen
Mühen auf die Decke zu legen, wie dank-
erfüllt und in gehobener Stimmung wird er
nach der ersten, stummen Andacht an seiner
Beute das Horn ansetzen und jubelnd und
frohlodend mit „Wod tot“, „Hirsch tot“ usw.
sein Wild verblasen! — Von Gegnern des
Signalblasens hört man gewöhnlich, daß
das Wild bald die Bedeutung der Signale
richtig einzufassen gelernt hat, vorzeitig
flüchtig wird und so eine Treibjagd ver-
urteilt. Diese Ansicht ist bestimmt über-
trieben. Bei stillen Treibjagden auf den
Feldern mag sie vielleicht auch noch gelten;
nicht aber bei reinen Waldjagden auf Kahl-
wild, sofern nur die Treiben genügend groß
sind, wie es sich auch gehört. Bei kleinen
Treiben wird, wie schon des öfteren beob-

achtet worden ist, das Wild gewöhnlich schon
beim Anstellen der Schützen flüchtig werden.
— Auf, Jäger, besonders aber ihr Jung-
jäger, Jagdhornblasen gelernt! Die alte
Sitte hochgehalten! Denn Weidwerk ist
Poesie!

(Probendruck aus Patens Jagd-
kalender 1935, 160 Seiten Text und
Bild)

Wellende Frösche

Eine naturwissenschaftliche Expedition ist von
einer einjährigen Forschungsreise nach New
York zurückgekehrt, die sie in die Urwälder von
Santo Domingo unternommen hatte. Sie hat
mehr als 200 lebendige oder ausgestopfte Exem-
plare von Schlangen und Reptilien mitgebracht,
darunter auch sehr merkwürdige Arten von
Fröschen. Diese Frösche, die sich sonst von
ihresgleichen in nichts unterscheiden, bellen wie
Hunde. Ein Mitglied der Expedition erzählte,
daß allen Teilnehmern der Expedition ganz
unheimlich zumute war, als sie mit einem Male
beim Vordringen in das Dickicht des Waldes
Hundegebell vernahmen, das aus den Bäumen
zu kommen schien. Bald gelang es ihnen, eins
dieser bellenden Tiere zu fangen, und alle waren
maßlos erstaunt, als sie in diesem Tier einen
Frösch entdeckten. Andere Exemplare waren
bald dazu gefangen. Sie alle quakten nicht, wie
wir es von den Fröschen gewohnt sind, sondern

bellten wie die Hunde. Eines der Tiere gab
auch ein Quieken von sich, das ähnlich klang
wie die Lautäußerung des Schweins. Diese seltsa-
me Froshart, von der man bisher noch keine
Kenntnis hatte, findet in den naturwissenschaftli-
chen Kreisen New Yorks das größte Interesse.

Petri Heil im Januar

Passionierte Betrüger werden auch im
Januar der Fischweid Reize abzugewinnen
wissen — trotz Eis und Schnee. Ist es erst so
weit, daß unsere Seen eine haltbare Eisdicke
tragen, so nimmt die Eisfischerei ihren Anfang.
Die Eiszeit schlägt Löhner in die feste Decke,
die Laufangeln werden versenkt, die Wuhnen
werden mit Fährchen oder Tannengrün gefenn-
zeichnet, und wenn man das alles verrichtet hat,
dann merkt man nichts mehr von der Kälte,
dann ist einem todschneidend heiß. Ist das Eis schnee-
frei und klar, dann kann das in manchen Gegen-
den so beliebte „Fischtröbchen“ betrieben werden.
Mit einer Reule schlägt man dann auf die
Stellen, wo man den Fisch vermutet, wodurch
der Räuber betäubt wird. Dann aber heißt es,
schleunigst ein Loch in das Eis schlagen und
den Fisch möglichst schnell bergen. Die Eisfischer
bringen man am besten vor dem Gele an, weil
hier der Fisch, dessen Kinn weitaus einfacher
als im Sommer ist, mit Vorliebe seinen Stand-
ort wählt.

Die Grundangel kommt an milden Tagen in
den Flüssen zu ihrem Recht, das viele Schuppen-
träger, die nicht zu den Karpfenähnlichen ge-
hören, sind hier nicht auf Kösen gebettet. Bei
mildem Wetter ziehen sie auf Nahrungsgründe,
während sie sich bei hartem Frost ins Winter-
quartier begeben. Es heißt der Barfisch, Fuchse,
die Heische, Bachforelle, Quappe, der Karpfen und
der Laich.